



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Das Orientbild in der deutschsprachigen Literatur des  
13. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung des  
Jüngeren Titurel und Seifrits Alexanderromans“

Verfasser

Gregor Schwayer

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuer:

o. Univ.-Prof. Dr. Matthias Meyer

## **Danksagung**

Ich möchte mich an dieser Stelle herzlich bei meiner Familie, Marlene Traun, Dr. Ilse Fleck-Václavik und meinem Diplomarbeitsbetreuer, O. Univ.-Prof. Dr. Matthias Meyer, für ihre anhaltende Geduld und Unterstützung bedanken. Angesichts der langen Entstehungszeit der Arbeit aber wohl vor Allem für die Geduld!

**Das Orientbild in der deutschsprachigen Literatur des 13.  
Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung des Jüngeren  
Titurel und Seifriths Alexanderromans**

**Inhalt:**

<b>Einleitende Bemerkungen</b>	5
<b>Erster Teil (Exposition)</b>	5
1) <b>Einleitung</b>	5
2) <b>Zielsetzung</b>	7
<b>Zweiter Teil (Geschichte)</b>	7
1) <b>Geschichtliche Hintergründe</b>	7
a) Geographisches Wissen	7
b) Direktes Aufeinandertreffen von Orient und Okzident	12
c) Wissenschaftlicher Kulturtransfer	16
d) Handel	17
<b>Dritter Teil (Literatur)</b>	20
1) <b>Albrechts Jüngerer Titurel</b>	20
a) Überblick	20
b) Herrschaft	21
c) Religion	27

d) Krieg	31
e) Geographie/Flora/Fauna	34
f) Völker und Kultur	37
<b>2) Seifrits Alexanderroman</b>	<b>38</b>
a) Überblick	38
b) Herrschaft	40
c) Religion	44
d) Krieg	48
e) Geographie/Flora/Fauna	57
f) Völker und Kulturen	69
Sonderfall: Sprache	73
<b>Vierter Teil (Conclusio)</b>	<b>76</b>
<b>Bibliographie</b>	<b>77</b>
<b>Abstract (deutsch)</b>	<b>80</b>
<b>Abstract (english)</b>	<b>81</b>
<b>Lebenslauf</b>	<b>82</b>

## **Einleitende Bemerkungen**

Der ohnehin schon etwas lang geratene Titel dieser Arbeit ist nicht ganz vollständig. Eines der beiden bearbeiteten Werke, Seifrits Alexanderroman, stammt nicht aus dem dreizehnten, sondern aus der frühen zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Aufgrund der Fristen für Namensänderungen von Diplomarbeiten war es vor der Abgabe nicht mehr möglich diesen Lapsus im Titel zu korrigieren, er sei also an dieser Stelle ausgebessert!

Die (da es sich um eine philologische Arbeit handelt notwendigerweise stark verkürzenden und vereinfachenden) Kapitel mit historischen Grundlagen fußen im Wesentlichen auf dem hervorragenden Lexikon des Mittelalters, Steven Runcimans Klassiker *Geschichte der Kreuzzüge* und Johannes Frieds Überblicksdarstellung *Das Mittelalter: Geschichte und Kultur*, die alle in der Bibliographie genauer beschrieben werden. Wann immer zusätzliche Werke Verwendung finden, oder spezielle, weniger bekannte Fakten beschrieben werden, wird in Fußnoten nochmals extra darauf verwiesen.

## **Erster Teil (Exposition)**

### **1) Einleitung**

Das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert sind eine Zeit radikaler Veränderungen auf fast allen Gebieten. Hier nur eine kleine Auswahl destabilisierender Faktoren, die diesen Zeitraum prägten: Der Fall Akkons markiert das endgültige Ende des Traums von Outremer<sup>1</sup>, das Interregnum reißt das Heilige Römische Reich ins Chaos, das Papstschisma führt die kirchliche Autorität ad absurdum, die Templerprozesse beginnen mit der ersten großen koordinierten Polizeiaktion der europäischen Geschichte<sup>2</sup> und prägen den bis heute bekannten Aberglauben an Freitag den dreizehnten als pechbringenden, schwarzen Tag, der hundertjährige Krieg beginnt und erzeugt seine eigenen Heiligen, Ketzer und Märtyrer im Westen, der Preußenkreuzzug, oder die Preußenreise<sup>3</sup> im Osten erhebt die Jagd auf die letzten Heiden Europas zu einem neuen, grausamen Freizeitsport für gelangweilte adelige Herren

---

<sup>1</sup> Vgl. Runciman, Steven: *Geschichte der Kreuzzüge*. 36.-38. Tausend der Gesamtauflage. München: C.H. Beck oHG 2008. S. 1166ff.

<sup>2</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band VIII S. 538f.

<sup>3</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band VII S. 198

und stellt die Weichen für künftige Großmächte, die Mongolen und andere Reitervölker<sup>4</sup> rollen wie Feuerwalzen über die Welt und die Pest entvölkert ganze Landstriche völlig und führt den Menschen die Zerbrechlichkeit ihrer eigenen Existenz überdeutlich vor Augen. Trotz allem sind diese zwei Jahrhunderte prägend und wichtig und brachten Großartiges hervor: Gerade große Reiche, die sich über mehrere Sprachräume erstrecken, erkennen die Notwendigkeit einer professionellen, in ein und derselben Sprache kommunizierenden Verwaltung. Das Ergebnis ist eine wahre Flut an Universitätsgründungen um Latein und Rechtswissenschaften zu verbreiten und den wachsenden Bedarf an Beamten zu decken. Hier können nun vermehrt auch nichtadelige Laien eine fundierte Ausbildung erhalten und wichtige Ämter besetzen. Das Prinzip Bildung beginnt sich langsam aber stetig von der Kirche zu lösen und die Durchlässigkeit der sozialen Schichten steigt rapide an. Unersetzbare Beamten erreichen so oftmals den nur schwammig definierbaren, „niederen Adelsstand“ der Ministerialität. Das Bürgertum erlebt einen gewaltigen Aufschwung und mancherorts sind zu immensen Geldsummen gekommene Händler reicher als ihre direkten Herrscher. Die Stadt profiliert sich immer weiter als mächtiger, autonomer und freier sozialer Bereich. Die literarische Tätigkeit boomt allerorts – Ende des vierzehnten Jahrhunderts beginnt die Papierproduktion billiger zu werden um schon bald das teure Pergament fast völlig abzulösen – in großen Manufakturen beginnt eine erste „Massenproduktion“ solcher günstiger Bücher und lässt den nicht allzu weit entfernten Buchdruck bereits erahnen. Die gescheiterten Kreuzzugsbemühungen haben das Weltbild des Europäers wachsen lassen. Fremde Einflüsse werden nicht mehr nur pauschal zurückgewiesen sondern immer wieder mit echtem Interesse rezipiert. Dieses fremde Land, der Orient, ist nicht mehr nur ein großer, böser, weißer Fleck auf der Landkarte, der von gefährlichen Wilden und blutrünstigen Heiden bevölkert wird. Die europäische Intelligencia beginnt diesen Raum nun angeregt durch Reiseberichte und Ähnliches auch wirklich kognitiv zu erfassen. Dieser ernste und professionelle Aspekt ist allerdings immer noch stark durchdrungen von den althergebrachten Klischees und Ängsten. Das Ergebnis ist ein stark diffuses Orientbild, zusammengeworfen aus echtem Wissen, Vermutungen und Aberglauben. Der frühere unverblünte Hass ist nun allerdings erweitert um Interesse, ja Wissbegier und manchmal auch echten Respekt. Das Weltbild des mittelalterlichen gebildeten (was an dieser Stelle klar gesagt werden muss – das Weltbild eines Bauern hat sich nach wie vor primär um das Überleben gedreht) Menschen war in

---

<sup>4</sup> Vgl. Runciman S. 1015ff. bzw. Fried Johannes: Das Mittelalter : Geschichte und Kultur. 3. Auflage. München: C.H. Beck oHG 2009. S. 301ff

diesen facettenreichen und chaotischen Jahrhunderten einem ähnlichen Umbruch unterworfen, wie seine Lebensumstände.

## **2) Zielsetzung**

Ziel dieser Arbeit soll es sein dieses im Umbruch befindliche und multifaktoriell beeinflusste Orientbild anhand zweier einschlägiger literarischer Werke anschaulich zu machen. Die Wahl der Texte verlief primär nach folgenden Kriterien:

- 1) Wenigstens ein Artus- oder Gralroman sollte im Kanon sein, um diese prominenten Genres der mittelalterlichen Literatur abzudecken.
- 2) Möglichst verschiedene Textsorten sollten vertreten sein, um ein möglichst breites literarisches Spektrum abzudecken.
- 3) Es sollten sowohl ein rein fiktives, als auch ein historisierendes Werk Teil der Untersuchung sein, um mögliche Unterschiede in der Behandlung des Sujets Orient, gemessen an dem vom Autor gewünschten Grad des Wahrheitsgehalts, herauszuarbeiten.
- 4) Die untersuchten Werke sollten wissenschaftlich möglichst wenig erschlossen sein – germanistische „Autobahnen“ wie Wolframs Parzival wären zwar bestens geeignet, hätten durch diese Arbeit aber letztlich kaum um neue Erkenntnisse erweitert werden können.

Nach einer kurzen Übersicht über die für diese Arbeit relevanten geschichtlichen Fakten werden die ausgesuchten Texte nacheinander vorgestellt und anhand einiger ausgewählter Kriterien auf das darin vermittelte Orientbild untersucht. Die Ergebnisse werden abschließend in der Conclusio gesammelt und gebündelt vorgestellt und in seiner Entwicklung dargestellt.

## Zweiter Teil (Geschichte)

### 2) Geschichtliche Hintergründe

#### a) Geographisches Wissen

Das globale geographische Wissen, selbst der gebildetsten Mitteleuropäer, des dreizehnten Jahrhunderts war ausgesprochen limitiert und basierte primär auf dürftigen antiken Überlieferungen, Legenden oder sonstigen literarischen Texten und durch unzählige Hände gegangene Berichte von Händlern, Pilgern, Soldaten oder sonstigen Menschen, die in ihrem Leben mehr herumgekommen sind, als der Durchschnitt.<sup>5</sup> Dementsprechend ist das Bild, das man von der großen weiten Welt hatte, sehr stark vereinfachend, überladen mit Klischees und mit wachsender Distanz zunehmend absurd.

Während im Norden und im Westen Ozeane eine klare Grenze der altbekannten europäischen Welt darstellten, erstreckten sich ungeahnt weite Landmassen in südlicher und östlicher Richtung.

Der nächste große östliche Nachbar des christlichen Abendlands war das byzantinische Reich. Dieser zwischen Orient und Okzident stehende, echte Erbe des alten Rom empfang regelmäßig europäische Gesandtschaften und war die wichtigste Zwischenstation für Pilger und Kreuzfahrer auf dem Landweg in Richtung Palästina, die wiederum Erlebnisberichte aus erster Hand mit nachhause brachten. Das eine bittere Mal, als Konstantinopel nicht nur Station sondern Ziel eines Kreuzzugs war, wurden nicht nur Eindrücke, sondern auch Kunstwerke, Reliquien und ganze Kirchen heimgebracht.<sup>6</sup> Dementsprechend konnte man durchaus realistische, wenn auch politisch eingefärbte und mit Vorurteilen (aber auch einer gewissen widerwilligen Bewunderung) angefüllte Berichte über das oströmische Reich und seine für damalige Verhältnisse unfassbar große Hauptstadt erlangen. Seit der vierte Kreuzzug unter tatkräftiger Mitwirkung Venedigs im Jahre 1204 Konstantinopel erstürmt und geplündert hatte, war es nur noch ein (wenn auch immer noch beeindruckend großer) Schatten seiner selbst und bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts (und damit dem Ende des in dieser Arbeit behandelten Zeitraums) wird bis auf einige vereinzelte griechische

---

<sup>5</sup> Eine übersichtliche und kurze Zusammenfassung an der sich auch grob die folgenden Ausführungen orientieren, bietet das Lemma „Weltbild“ im Lexikon des Mittelalters Band VIII S. 2159 ff.

<sup>6</sup> Für Details zur Plünderung Konstantinopels vgl. Runciman S. 899f.

Niederlassungen einem kleinen Teil Thrakiens nichts mehr vom einstigen Imperium übrig sein.

Noch weiter östlich findet sich Anatolien, jahrhundertelanger Zankapfel zwischen Byzantinern und Türken und dann schließlich markieren die Mauern von Edessa im Nordosten und die Linie Antiochia (dem ältesten Bistum der Christenheit) - Tripoli - Akkon - Jerusalem entlang der Küste die Grenzen der früheren christlichen Königreiche in der Levante. Das Fürstentum Antiochia, die Grafschaft Edessa, das Königreich Jerusalem und die Grafschaft Tripolis waren die östlichsten christlichen Herrschaftsbereiche des Mittelalters und der Gedanke sie wiederzuerobern war noch lebendig. Bis auf einige waghalsige Expeditionen blieben Europäer im Wesentlichen an ihrem schmalen Küstenstreifen im Heiligen Land und genau bis dorthin reichen die Berichte aus erster Hand, zu denen man als Mitteleuropäer im dreizehnten Jahrhundert breiten Zugriff haben konnte.

Alles was jenseits der Grenzen der Kreuzfahrerstaaten lag, war in Hand der Sarazenen und weitestgehend unbekannt. Und dieser Umstand öffnete den wildesten Spekulationen Tür und Tor. Dort befände sich ein gigantisches Gebirge, der Kaukasus, wo einst Gog und Magog bis zum jüngsten Tag eingesperrt wurden. Und irgendwo weit im Osten, das wusste man aus den Geschichten über Alexander den Großen, müsse Indien liegen, das Land des legendären Priesterkönigs Johannes. So lebendig war das Bild davon, dass man in den letzten Jahren des Königreichs Jerusalem die Kunde verbreitete, Johannes würde kommen und den Christen gegen die Heiden beistehen. Jenseits von Indien geht im mittelalterlichen Weltbild dann fast jeder Realitätsbezug verloren. Sehr anschaulich macht das ein Blick auf die (im Original stattliche 12,74m<sup>2</sup> messende und hier leider stark verkleinert dargestellte) Ebstorfer Weltkarte<sup>7</sup>:

---

<sup>7</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band III S. 1534f.



Sie verortet das irdische Paradies, dargestellt durch Adam und Eva mit dem Apfel, samt den vier dort entspringenden Flüssen am oberen Rand der geosteten Karte direkt neben dem Kopf Jesu. Der Schriftzug „India“ findet sich (leider kaum mehr wahrnehmbar auf der Abbildung) direkt darunter. Ein paar wenige Werke aus dem Umfeld Kaiser Friedrichs II. (passenderweise unter Anderem eines über die Falknerei) erwähnen beiläufig, dass es dort ein Land namens *Sin* geben könnte<sup>9</sup> – ein schönes Beispiel dafür, wie Wissen aus der arabischen Welt (die China durch den Handel kannte) zumindest als Gerücht an den sehr weltoffenen und wissbegierigen Hof des Enkels Barbarossas gelangen konnte.

Dabei gab es durchaus einige wenige Diplomaten, Missionare und vor allem Händler, die extrem weit in den Osten vorgedrungen sind und ihre Erlebnisse (meist bunt durchmischt mit

<sup>8</sup> Bildnachweis: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Ebstorfer-stich2.jpg&filetimestamp=20071128220050> (abgerufen am 30.1.2013 um 17:48)

<sup>9</sup> Grebner, Gundula [HG] und Fried, Johannes [HG]: Kulturtransfer und Hofgesellschaft im Mittelalter : Wissenskultur am sizilianischen und kastilischen Hof im 13. Jahrhundert. Berlin : Akademie Verlag GmbH 2008. S. 139

Folklore und Gemeinplätzen, manchmal aber erstaunlich realitätsnahe) aufgezeichnet haben. Am bekanntesten ist wohl der Reisebericht Marco Polos, der kaum ins Deutsche übersetzt wurde und dementsprechend im deutschen Sprachraum auch keine große Wirkung entfalten konnte.

Im Süden präsentiert sich ein ähnliches Bild: Man kannte die Nordküste Afrikas, ehemals Teil des römischen Reichs, aus antiker Überlieferung und durch die afrikanischen Kirchenväter (beispielsweise Augustinus von Hippo - einige sehr alte Patriarchate, wie das Patriarchat von Alexandria befinden sich hier auch), oder - wie es bei Sizilien und Spanien der Fall ist – durch direkte Nähe. Jenseits des Küstenstreifens wird es wieder spekulativ: Viele Landkarten zeigen hier die Heimat merkwürdiger Tier-Mensch-Hybriden oder sonstiger phantastischer Völker (siehe Ebstorfer Weltkarte) – bald schon begrenzt durch den alles umgebenden Ozean. Sieht man von der mehr oder minder nicht vorhandenen Maßstabstreue solcher Karten ab, könnte man davon ausgehen, dass dem durchschnittlichen europäischen Gelehrten des dreizehnten Jahrhunderts die immense Größe des afrikanischen Kontinents nicht im Geringsten bewusst war. Diese These würde auch mit dem im Mittelalter beliebten biblischen Bild der Dreiteilung der Welt zusammenpassen (nach dieser Idee spaltet sich die Welt in drei Teile, nämlich Asien, Europa und Afrika – im Mittelalter wurde Asien als der größte Kontinent gedacht, der die Hälfte der Welt in Anspruch nahm, Europa und Afrika nahmen jeweils ein Viertel ein – Jerusalem war die Mitte, der sprichwörtliche Nabel der Welt). Die Möglichkeit eines vierten Kontinents wurde zwar diskutiert, konnte aber bekanntlich sehr lange nicht nachgewiesen werden, doch dazu mehr bei der Analyse von Seifrits Alexander.

Seit die islamische Expansion in atemberaubender Geschwindigkeit über ganz Nordafrika und den Großteil Spaniens bis an die Pyrenäen gerollt ist und nur in langsamen und zähen Kämpfen Meter um Meter verdrängt werden konnte und das alte Bollwerk Byzanz Anatolien, bei der Schlacht von Mantzikert am 26 August 1071 von den türkischen Seldschuken vernichtend geschlagen, verloren hatte und nur zeitlich und räumlich stark begrenzte Erfolge bei der Rückeroberung verzeichnen konnte, fühlte man sich im Europa des dreizehnten Jahrhunderts immer noch umzingelt. Im Osten und im Südwesten stand ein immer noch fremder Feind vor der Haustüre. Er hatte eine andere Religion, andere Lebensformen und führte anders Krieg. Auch wenn ein spanischer Maure bis auf die Religion (und selbst hier müsste man die tiefen Abgründe zwischen Schia und Sunna berücksichtigen) wenig mit den Fatimiden Ägyptens oder den türkischen Stämmen, die vor nicht allzu langer Zeit in Anatolien und der Levante angekommen sind, am Hut hatte, so verschmolzen all diese Völker

im europäischen Weltbild zu ein und demselben Orient. Dieser Orient hielt das Heilige Land nach dem etwa ein Jahrhundert überdauernden Abenteuer des Königreichs Jerusalem wieder besetzt und hielt nach wie vor weite Teile Iberiens. Die europäischen Länder befanden sich mal wieder in der Rolle der letzten Verteidiger des rechten Glaubens, in der sie sich seit je her so gefielen.

Doch nicht überall dominierten unverhohlener Hass und Vorverurteilung. Immer wieder fanden sich Menschen, die Respekt für die kulturellen und wissenschaftlichen Leistungen des großen Nachbarn hatten und daran teilhaben wollten. Auch von den Waren des Orients war der Okzident seit je her abhängig. So groß die Unterschiede auch gewesen sein mögen – letztlich brauchte man den Nachbarn ja doch.

#### b) Direktes Aufeinandertreffen von Orient und Okzident

Wo immer Orient und Okzident direkt im großen Stil aufeinandertrafen, lief es in der Regel auf Krieg hinaus. Die Abgrenzung zwischen den beiden Seiten war aber oft weit weniger scharf, als man vielleicht annehmen möchte – das Fürstentum Antiochia zog zum Beispiel durchaus auch mit muslimischen Verbündeten gegen gemischt muslimisch-christliche Heere des Königreichs Jerusalem – lokale Machtinteressen und politisches Kalkül (auch wenn der Begriff Politik auf das Mittelalter nicht ohne weiteres in unserem heutigen Sinne angewendet werden kann) waren genauso zuverlässige Garanten für Zweckallianzen wie Kriegsmüdigkeit und festgefahrene Kriegssituationen für den vorübergehenden Wunsch nach Konsolidierung. Trotzdem blieben die Fronten im Großen und Ganzen verhärtet. Diplomatische Annäherung auf dem Feld der großen Politik blieb auf vereinzelte Ausnahmepersonen beschränkt. Das Verhältnis zwischen dem großen Salahaddin Yusuf ibn Ayyub, oder kurz: Saladin, und Richard Löwenherz war in solchem Maße von ehrlichem gegenseitigen Respekt und ritterlichem Umgang (in Schlachten weniger von Richards Seite – er war eben doch zuerst effizienter Feldherr und erst dann Ritter) geprägt, dass Saladin in Europa das wohl höchste Ansehen, das zu dieser Zeit je ein „Heide“ gehabt hat, genoss<sup>10</sup>. Ein weiteres schönes Beispiel ist wohl Friedrich II., dessen Faszination für arabische Sprache, Kultur und Wissenschaft viel zu groß war, als dass er ein wirkliches Bedürfnis verspüren hätte können sein Kreuzzugsgelübde mit dem Schwert zu erfüllen. Seine brillante, wenn auch eher symbolische

---

<sup>10</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band VII S. 1280f.

friedliche „Rückeroberung“ Jerusalems auf diplomatischem Wege stieß jedoch auf wenig Anerkennung von Seiten der Kirche.

Wie aus diesen einleitenden Bemerkungen leicht ersichtlich ist, beschränkte sich das direkte Aufeinandertreffen europäischer und arabischer Kultur oft, aber nicht nur auf die Schlachtfelder der Kreuzzüge und der Reconquista. Während im Osten seit dem Fiasko von Konstantinopel im Jahre 1204 Misserfolg auf Misserfolg folgte, hatte die Rückeroberung im Südwesten nach Jahrhunderten des Krieges echte Erfolge zu vermelden – Cordoba, Sevilla, Valencia und die Algarve kamen im dreizehnten Jahrhundert wieder in christliche Hand. Selbst Granada wurde genommen, fiel aber im Zuge eines islamischen Großaufstands bald wieder in muslimische Hand. Dennoch waren die Mauren jetzt auf das Emirat von Granada beschränkt und als kastilischer Vasall bis zum endgültigen Fall am 2 Jänner 1492 ruhiggestellt (mit Ausnahme gelegentlicher marokkanischer Besuche, die jedoch erfolgreich abgewehrt wurden)<sup>11</sup>. Die Europäer fanden in den rückeroberten Gebieten abgesehen von fortschrittlichster Bewässerung auch eine blühende Stadtkultur mit regem wissenschaftlichen Betrieb und Handel vor.

Wohl auch aufgrund dieser von langen kriegerischen Auseinandersetzungen geprägten Geschichte kam es hier auch weniger zu einer friedlichen Vermischung der Kulturen, sondern eher zu einem „Aufpfropfen“. Wer nicht Christ war und nicht bereit war zu konvertieren, war immer wieder willkürlicher Verfolgung, Ausweisung oder sonstigen Schikanen ausgesetzt. Als eines von vielen möglichen Beispielen eines konvertierten Bildungsmenschen im iberischen Raum des Mittelalters sei hier Petrus Alfonsi, Leibarzt Alfons I. von Aragon, genannt<sup>12</sup>. Aufgrund dieser gespannten Verhältnisse und vieler Vorurteile verlief der kulturelle Transfer hier recht holprig. Grandios veranschaulicht wird dieser Umstand an der heutigen Kathedrale von Cordoba, die früher eine Großmoschee war<sup>13</sup>. Mit der christlichen Rückeroberung der Stadt wurde sie sofort zur Kirche geweiht. Die beeindruckende Schönheit der maurischen Architektur wurde also offensichtlich anerkannt und gewürdigt, da lange Zeit kaum Veränderungen vorgenommen wurden. Erst lange nach der Eroberung wurde eine im (zu dieser Zeit längst veralteten) gotischen Stil gehaltenen Kirche im wahrsten Sinne des Wortes eingebaut (ähnliches geschah bei etwas geringerer Veränderung der ursprünglichen Bausubstanz einige Jahrzehnte früher mit der Hagia Sophia in Konstantinopel). In dem so entstandenen „Hybridbau“ kann man bis heute ein wortwörtliches Nebeneinander östlicher

---

<sup>11</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band VII S. 527ff.

<sup>12</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band VI S. 1960f.

<sup>13</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band III S. 232

und westlicher Kunst und Architektur betrachten, besonders gut sichtbar an den Kuppeln der früheren Moschee und der jetzigen Kirche.

Als Gegenbeispiel, nämlich als Raum in dem orientalische und okzidentalische Kultur ineinander übergangen, soll hier Sizilien<sup>14</sup> angeführt werden. Das kleine Inselkönigreich, genau zwischen den Kontinenten Europa und Afrika gelegen, zeigt in Architektur, Bildungsbetrieb und Kunst auf wunderbarste Weise eine Verschmelzung morgen- und abendländischer Einflüsse und war immer wieder (das Eiland blickt auf eine sehr bewegte Geschichte zurück, in der es teilweise alle paar Jahre den Besitzer gewechselt hat) durch Phasen echter friedlicher und fruchtbarer Koexistenz der Kulturen geprägt. Kaum verwunderlich, dass sich hier die bevorzugte Residenz Friedrichs II. befand – ein Umstand, der ihm in den deutschsprachigen Stammländern des Heiligen Römischen Reichs viel Unmut brachte.

Als Araber im neunten Jahrhundert die damals byzantinische Provinz in einem langen, Stadt für Stadt vorrangingen Krieg eroberten, fanden sie einen blühenden, mit der halben Welt in Verbindung stehenden Handelsplatz vor. Bald setzte eine planlose (will sagen: von keiner Instanz gelenkte) und nur Teile der Bevölkerung erreichende Islamisierung ein. Christen und die auf Sizilien sehr zahlreichen Juden blieben bis auf die zu entrichtende Kopfsteuer unbehelligt und wurden normal in das alltägliche Leben einbezogen. Da die großen islamischen Herrscherdynastien immer wieder nur sehr halbherzig Anspruch auf Sizilien erhoben, blieb die Insel meist sich selbst überlassen. Diese tolerante Grundeinstellung blieb auch unter den im elften Jahrhundert folgenden Normannen und den sie bald durch Heirat ablösenden Staufern im Großen und Ganzen erhalten. Erste und sehr deutliche Anzeichen für eine Vermischung östlicher und westlicher Traditionen liefert die Regierungsform der normannischen Könige Siziliens: Byzantinisch beeinflusster Beamtenapparat, rudimentäre (weil nur militärisch relevante) Reste europäischen Feudalwesens und Selbstverständnis und Hofhaltung orientalischer Potentaten trafen hier eindrucksvoll aufeinander. Später wird der Staufer und Heilige Römische Kaiser zwar auch die letzten arabischen Widerstandsnester der Insel aushebeln, der islamischen Bevölkerung aber Land und freie Religionsausübung gewähren. Insbesondere die jüdische Bevölkerung blieb aufgrund ihrer fachkundlichen und handwerklichen Kompetenz unter seiner Herrschaft in hohem Ansehen – in Messina hatte sogar ein Jude namens Gaudius das prestigeträchtige Amt des Münzmeisters inne – ohne konvertieren zu müssen, wohlgermt. Viele Juden behielten auch die unter der arabischen

---

<sup>14</sup> Die folgenden Ausführungen orientieren sich an Lexikon des Mittelalters Band VII 1950ff.

Herrschaft angenommene arabische Sprache, was sie zu extrem wertvollen Übersetzern genuin arabischer, sowie aus dem altgriechischen ins Arabische übertragener Bücher waren. Gerade der wissenschaftlich hochaktive Kaiser Friedrich II. machte davon oft Gebrauch. Mit dem Tode des Kaisers um 1250 läuft die Blütezeit der Insel schrittweise aus. Die Häuser Anjou und Aragon führen einen langen, erbitterten und das Land auszehrenden Krieg der die übrige in dieser Arbeit behandelte Zeit komplett ausfüllen wird.

Es überrascht wenig, dass die das sizilianische Mittelalter prägende Architektur so speziell ist, ist sie doch von arabisch-muslimischen, byzantinischen und normannischen Einflüssen geprägt<sup>15</sup>. Wie zuvor bereits in dem Absatz über al Andalus soll auch hier für Sizilien das Aufeinandertreffen orientalischer und abendländischer Kultur anhand eines Bauwerks veranschaulicht werden. Die Kathedrale von Palermo präsentiert sich als harmonische Verschmelzung vieler großer Stilrichtungen.



16

Schlanke, fast an Minarette erinnernde Ecktürme flankieren eine klar normannisch inspirierte, mächtige Basilika. Auf der Abbildung sieht man filigrane Arabesken um gotische Spitzbögen arrangiert. Trotzdem wirkt das Gebäude wie aus einem Guss und beweist als eindrucksvolles Monument, wie viel Potential in kultureller Synergie steckt.

<sup>15</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band VI S. 1638

<sup>16</sup> [http://it.wikipedia.org/wiki/File:Cattedrale\\_di\\_Palermo\\_dettaglio.jpg](http://it.wikipedia.org/wiki/File:Cattedrale_di_Palermo_dettaglio.jpg) (abgerufen am 31.1.2013 um 18:22)

### c) Wissenschaftlicher Kulturtransfer

Die Nachfrage nach orientalischen wissenschaftlichen Kompendien war allen Vorurteilen zum Trotz in Europa stets gegeben. Das verwundert wenig, wenn man im Hinterkopf behält, dass Altgriechisch im christlichen Abendland selbst in den gebildetsten Kreisen eine höchst selten beherrschte Sprache war (ein Umstand, der sich erst mit dem Humanismus entscheidend ändern wird). Die Rezeption altgriechischer Werke, die nicht leicht in lateinischen Übersetzungen zu bekommen waren, riss mit der Spätantike fast völlig ab. Selbst die Heilige Schrift wurde fast ausschließlich in Form der lateinischen Vulgata rezipiert, eine aus heutiger Sicht in ihrer Qualität durchaus anfechtbare Fassung – im Mittelalter reichte jedoch die Autorität des großen Namens ihres Schöpfers, des Heiligen Hieronymus, um sie vorbehaltlos zu akzeptieren. Selbst Martin Luther hatte im sechzehnten Jahrhundert noch Schwierigkeiten an altgriechische Versionen des Neuen Testaments zu kommen. Viele Standardwerke der griechischen Klassik fanden nun einen höchst umständlichen und merkwürdigen Weg in die Bibliotheken des europäischen Mittelalters: Es gab unzählige arabische Übersetzungen antiker Texte – oftmals inspiriert durch die direkte Nachbarschaft zu Byzanz, das naturgemäß das Gros der Vorlagen lieferte, die, außer bei der Plünderung von 1204 jedoch selten einen Weg in den Westen fanden. An den großen Brennpunkten des Kontakts zum Orient, also dem maurischen Spanien, Sizilien, aber auch an den großen Universitäten wie Salerno fanden sich oft Gelehrte, die des Arabischen mächtig waren – oftmals jüdische oder muslimische Konvertiten (Petrus Alfonsi wurde bereits erwähnt – gerade für Salerno jedoch ist ein getaufter muslimischer Kräuterhändler und späterer Gelehrter extrem wichtig, nämlich Constantinus Africanus<sup>17</sup>) – die nun, neben genuin arabischen Werken, auch die erwähnten arabischen Versionen altgriechischer Texte ins Lateinische oder gar Volkssprachliche brachten. Eine der wichtigsten Stätten für diese Art des Wissenstransfers war die sogenannte Schule von Toledo<sup>18</sup> unter König Alfons X. (passenderweise mit dem Zunamen „der Weise“ bedacht) von Kastilien und Leon im dreizehnten Jahrhundert, die ihren Fokus primär auf philosophischen, medizinischen und astronomischen Schriften hatte, aber auch mathematische und naturwissenschaftliche Werke sowohl arabischer als auch griechischer Provenienz abdeckte. So sickerte neben dem

---

<sup>17</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band III S. 171

<sup>18</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band VIII S.1150ff.

wiederentdeckten europäischen Wissen auch das des Orients langsam aber stetig (wenn auch durch die relativ stark beschränkte Anzahl von Vermittlern auch nur sehr punktuell) in das Bildungsbewusstsein des Abendlandes. Folglich waren der geistigen Elite Europas die intellektuellen Leistungen des Ostens durchaus zumindest in Grundzügen bewusst (beziehungsweise zumindest, dass es solche in nicht geringem Maße gab). Die breite Masse allerdings blieb auf die im Weltbildkapitel gestreiften Klischees beschränkt. Und in eben diesem Spannungsfeld bewegt sich der literarische Orientdiskurs, der Thema dieser Arbeit ist.

#### d) Handel

Ein sehr wesentlicher kultureller Berührungspunkt zwischen Westen und Osten war seit je her der Handel. Gerade für die Lebensformen der mittelalterlichen Elite waren orientalische Waren eine unabdingbare Notwendigkeit. Höfische Repräsentation war auf Luxusgüter diversester Art angewiesen. Manche der notwendigen Waren konnten in Europa gar nicht substituiert werden, andere, die man auch in unseren Breiten herstellen oder zumindest nachahmen konnte, wurden in höherer Qualität (oder aus schierer Freude an der größeren Varianz) importiert. Zuallererst sei hier Seide<sup>19</sup> genannt – zwingender Bestandteil herrschaftlicher Kleidung. Sie kam den weiten Weg aus China – entweder als fertiges Kleidungsstück oder als Tuch für die Weiterverarbeitung. Bis zum wohl prominentesten Fall von Industriespionage der Wendezeit zwischen Antike und Mittelalter, als persische Mönche einige Eier in ihren Stäben zu Justinian I geschmuggelt haben sollen, blieb das Monopol auch in chinesischer Hand. Danach verbreitete sich das Wissen um die Seidenherstellung von Byzanz aus über Europa und den mittleren Osten. Eigene Seidenproduktion ist im Hochmittelalter bereits in vielen nord- und süditalienischen, sowie spanischen Städten bekannt – als besonders davon profitierender Standort sei hier das norditalienische Lucca genannt. Selbst herstellen konnte man davor fast nur Woll- und Leinenstoffe – dies zwar in hoher Qualität, aber eben nicht ausreichend, um den Repräsentationswunsch des abendländischen Adels vollständig zu befriedigen. Selbiges galt für Gewürze. Das Essen war zentraler Bestandteil jedes höfischen Fests, das höfische Fest wiederum Dreh- und Angelpunkt der Zurschaustellung von Macht (und wiederum der Anlass, zu dem man die erwähnten teuren Kleider trug). Speisen und Soßen zu überwürzen galt als fein. Je pikanter, je weiter weg vom ursprünglichen Geschmack (nebenbei bemerkt auch von der ursprünglichen

---

<sup>19</sup> Die folgenden Ausführungen orientieren sich an Lexikon des Mittelalters Band VII S. 1701ff.

Farbe – es gab generell einen Hang zu Denaturierung) desto teurer in der Herstellung und desto feiner. In unzähligen höfischen Texten des Mittelalters wird auf diesen „Würzwahn“ hingewiesen.

Erstaunlich ist, dass trotz des immensen Interesses an orientalischen Luxusgütern in Europa offensichtlich ein relativ geringes Bewusstsein über deren genaue Herkunft herrschte.<sup>20</sup> Selbst das umtriebige Venedig zeigte, wie die meisten anderen großen Handelsstädte Italiens, erst im dreizehnten Jahrhundert echtes eigenes (und auch dann vorerst nur theoretisches!) Interesse an China, obwohl beispielsweise Seide aus Gangzhou bereits nachweislich im elften Jahrhundert (und wohl auch schon viel früher) über arabische Vermittlung die Mittelmeerhäfen Europas erreichte. Erst mit Ende des Mittelalters geben sich die europäischen Händler nicht mehr mit ihrer Zwischenposition zufrieden und versuchen den Fernhandel selbst in die Hand zu nehmen (was sicher auch durch die immensen Fortschritte im europäischen Schiffsbau zu dieser Zeit zu erklären ist - die bislang üblichen, schwerfälligen Koggen konnten nur schwer mit den grazileren, seit dem siebenten Jahrhundert beständig weiterentwickelten Dhaus der Araber messen). Angesichts der immer noch beträchtlichen Gewinne, die beispielsweise Venedig auch noch als Zwischenhändler machen konnte (etwa 40% - eine voll beladene venezianische Galeere hatte den monetären Gegenwert eines königlichen Lösegelds an Bord), ist das "späte" Interesse an eigenmächtigem Fernhandel aber durchaus zu verstehen. Vor dem fünfzehnten Jahrhundert scheint das europäische Interesse nicht wirklich über die fernöstlichen Luxusgüter selbst hinausgegangen zu sein. Der wesentliche Kulturtransfer mit dem Orient schien primär auf die "Nachbarn" (also die Levante und Afrika) beschränkt zu sein.

Nicht unerwähnt soll an dieser Stelle die miserable Handelsbilanz zwischen Orient und Okzident bleiben. Abgesehen von Rohstoffen (Schiffsbauholz, Nahrungsmittel und Metalle) hatte das Abendland nicht wirklich etwas zu bieten, was das Morgenland nicht selbst (eventuell sogar besser) herstellen konnte. Deshalb gingen unglaubliche Mengen von "Devisen", also Edelmetallen, an die großen Umschlagplätze des Mittelmeers. Aufgrund des erwähnten Repräsentationszwangs waren die Reichen und Mächtigen Europas aber nur zu

---

<sup>20</sup> Auch wenn der darin behandelte Zeitraum teils etwas zu früh für diese Arbeit ist, fußen die folgenden Überlegungen und viele der angeführten Fakten auf: Schottenhammer, Angela: 1000 bis 1250: Kontinentale und maritime Vernetzung in der mittelalterlichen Welt. – In: Die Welt 1000-1250. Hrsg. v. Angela Schottenhammer und Peter Feldbauer. Wien: Mandelbaum Verlag 2011. S. 12ff

gern bereit die Geldflüsse aufrecht zu erhalten und dem Fernhandel weiterhin die immense Rolle zuzugestehen, die er immer schon hatte.

Der Preis bestimmte das Prestige solcher Luxuswaren mit und umgekehrt. Folglich herrschte beständige Nachfrage nach orientalischen Gütern.

## Dritter Teil (Literatur)

### 1) Albrechts Jüngerer Titurel

#### a) Überblick

Bei Albrechts jüngerem Titurel handelt es sich um einen ausgesprochen umfangreichen nachklassischen Gralroman. Am kürzesten lässt er sich wohl als Versuch, eine "geglättete", alle Unvollständigkeiten behebende Fassung des Parzival (und auch des Wolframschen Titurelfragments, auch wenn es im Text nicht dezidiert erwähnt wird, werden viele Passagen beinahe wörtliche übertragen) zu schaffen, beschreiben. Das Werk kam offenkundig zu immenser Bekanntheit. Insgesamt 59 Textzeugen<sup>21</sup>, die den ganzen oder Teile des Textes enthalten, sind bis heute erhalten.

Albrecht benutzte für sein Mammutwerk nicht nur eine noch kompliziertere Variante der Titurelstrophe<sup>22</sup> (eine Version, in der das ohnehin schon rigide Versmaß noch um einen weiteren Binnenreim erweitert wird und dadurch zwar hoch sophisticated klingt, aber für normale Syntax fast gänzlich ungeeignet wird, woraus sich beispielsweise die unglaubliche Häufigkeit von Partizipien ergibt), sondern schrieb auch noch dezidiert in der Maske Wolframs - erst gegen Ende der Handlung erwähnt er seinen eigentlichen Namen. Trotz dieser eindeutigen Klärung galt der Text bis 1810 als Werk des Eschenbachers. Mögliche Erklärungen dafür sind die erwähnten stilistischen Ähnlichkeiten oder auch einfach nur, dass manchem Leser die über sechstausend sprachlich hochkomplexen, teils rätselhaften und vor Didaxe förmlich übergehenden Verse einfach zu viel waren und die erst spät in der Handlung folgende Selbstnennung des Autors gar nicht erreicht wurde.

Die Forschung hat sich mit dem Jüngerem Titurel bis dato noch relativ wenig beschäftigt und wenn, dann lag der Fokus meist auf sprachlichem Gebiet, oder auf der Analyse einzelner, besonders symbolhaft verschlüsselter Stellen (etwa der Gralstempel). Einzig Kurt Nyholm hat auch einen Blick auf die Darstellung des Orients geworfen - allerdings auch unter der Prämisse der Didaxe.

---

<sup>21</sup> Vgl. <http://www.handschriftencensus.de/werke/10> (abgerufen am 30.1.2013 um 19:52)

<sup>22</sup> Vgl. Huschenbett, Dietrich: Albrechts Jüngerer Titurel : Zu Stil und Komposition. München: Wilhelm Fink Verlag 1979 S. 15ff

Artusromane oder wie hier Gralromane sind für die Erforschung des literarischen Orientbilds auf den ersten Blick mit Sicherheit nicht die ergiebigsten Textsorten, da sie noch viel stärker im Fantastischen verortet sind, als beispielsweise historisierende Texte wie Seifrits Alexander. Wenn aber beispielsweise zwischen all den arturischen Fantasieorten doch einmal echte Städte oder Reiche durchleuchten, sind das besonders interessante Befunde.

## b) Herrschaft

Die Darstellung von Herrschaft im Jüngerem Titurel ist komplett einförmig. Es gibt so gut wie keine Unterschiede zwischen den Potentaten des Orients und jenen des Okzidents. Das Werk bildet durchwegs europäische Feudalverhältnisse ab. Der Wert eines Würdenträgers leitet sich direkt von der Größe seines Gefolges ab und die höchsten Herrscher erkennt man daran, dass Könige von ihnen ihre Lehen empfangen (was feudally gesehen eigentlich sehr schwierig war). Albrecht stellt den Feudalismus zwar nicht unkritisch dar, weicht aber im Wesentlichen nicht von ihm ab, und sogar sein über alles erhabener Priester Johan nutzt letztlich eine nur formal leicht abgewandelte Art dieser Herrschaftsform. Wesentlich interessanter ist es, die wichtigsten Proponenten der Führungsschicht des Werks genauer zu untersuchen.

Wie für ein Werk dieses stattlichen Umfangs nur angemessen, strotzt der Jüngere Titurel geradezu vor mächtigen Herrscherfiguren. Die fünf wichtigsten sind jedoch ohne Frage und grob nach dem Zeitpunkt ihres Auftritts beziehungsweise ihrer wichtigsten Passagen gereiht Titurel (er stehe aufgrund seines immens langen Lebens hier gleich stellvertretend für seine zahlreichen Nachfolger: Frimutel, Anfortas und letztlich auf Parzival), Ackerin, Artus, Secureiz und Priester Johan (der indische, nicht Parzivals spätes Pseudonym). Da der gerne wortreiche Reden schwingende Begründer des Gralsgeschlechts Titurel den Orient nur im Alter besucht, kann er für diese Arbeit ebenso übergangen werden, wie sein weniger reisefreudiger Amtskollege Artus. Der märchenhaft reiche, orientalische Herrscher Secureiz sei hier nur aufgrund der direkten zeitgenössischen Bezüge, die Albrecht bei seiner Beschreibung zum Heiligen Römischen Reich herstellt, erwähnt<sup>23</sup>. Das Hauptaugenmerk der

---

<sup>23</sup> Nyholm, Kurt: Der Orient als moralisches Vorbild im ‚Jüngerem Titurel‘. – In: Begegnung mit dem "Fremden" : Grenzen, Traditionen, Vergleiche ; Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990. 7.

folgenden Untersuchungen wird allerdings ganz klar auf Ackerin und Priester Johan liegen. Insbesondere auf ihren doppelten Herrscherrollen (geistlich und weltlich) und aufgrund der hochinteressanten Parallelen, die zwischen dem tatsächlichen Oberhaupt der heidnischen und dem idealen Oberhaupt der christlichen Welt bestehen.

Kurt Nyholm erklärt die Figur des Priester Johan sehr nachvollziehbar als Ausdruck von Albrechts Sehnsucht nach politischer Stabilität<sup>24</sup> (das Werk entstand zur Zeit des Interregnums und der Hof, an dem er vermutlich gearbeitet hat, war auch alles andere als ein sicherer Hafen) durch eine Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht in einer, vorzugsweise geistlicher, Hand dar<sup>25</sup>. Ziel der folgenden Ausführungen wird sein, zu zeigen, dass diese Sehnsucht bereits viel früher im Werk in der Figur des Baruch Ackerin Ausdruck findet, womit der Orient gleich als doppelte Projektionsfläche idealer oder zumindest besserer Verhältnisse dienen würde.

Bereits bald nach Einführung der Figur Ackerins kommt es zu einem Vorfall, wie er typischer für das Hoch- und Spätmittelalter, egal ob Orient oder Okzident, nicht sein könnte: Ein ehrgeiziger Kleinfürst fängt Streit mit einem Nachbarn an: In diesem Falle ist es Demetron von Mesepor der Anspruch auf die Stadt Ninive (die unter diesem Namen auch real existiert hat) erhebt und ihr Zins abpresst. Ninive wiederum lässt sich das nicht lange bieten und wendet sich hilfesuchend an Ackerin:

„Des want er di von Ninive gewaltlichen drucken.  
des wolden si nicht dulden me, wan si begunden an den baruc rucken,  
der beider herschaft pflac gewaltlicliche.  
babest und keiser was er von art uber alle heidenschaft so riche.“ (834)

Da er *babest und keiser* ist, wird offensichtlich von ihm erwartet sich auch für den Schutz all jener Glaubensgenossen einzusetzen, die nicht seine direkten Untergebenen sind. Zu dieser Formulierung passt auch, dass er zwar meist mit dem Attribut Baruch versehen wird, er aber auch dezidiert ein weiteres Amt ausführt:

„Der baruc hat das gröste der drier stücke teiles.  
in heidenschaft der hōste ist er und atmerat gar sunder meiles.  
uf fur Mesepor für er mit krefte

---

Sektion 12, Klassik - Konstruktion und Rezeption ; Sektion 13, Orientalismus, Exotismus, koloniale Diskurse.  
Hrsg. v. Yoshinori Shichiji. München: iudicium verlag 1991. S. 283; JT 2991-2997

<sup>24</sup> Nyholm S. 276

<sup>25</sup> Nyholm S. 278f

und vienc in mit gewalte bi siner dri und zweinzik kunigschefte“ (842)

An mehreren Stellen wird ihm der Titel *atmerat* (naheliegender wäre natürlich der Bezug zum lateinischen *admirare*, also bewundern) gegeben. Es handelt sich hierbei mit größter Wahrscheinlichkeit um das weltliche Amt (er ist *in heidenschaft der hoeste* **und** *atmerat gar sunder meiles*), während *baruc* folglich vermutlich das geistliche bezeichnet (dafür sprechen sowohl die Bedeutung des Wortes, als auch Albrechts Vorliebe für alles Geistliche).

Erstmals kommt das Wort *atmerat* im Text etwa siebzig Strophen früher im Gespräch zwischen Gamuret und Tschionatulander vor:

„Ich trag di waren pflichte gelich diner pine.  
rômisch rich zu nichte mir wær, und atmerat der Sarrazine,  
di mochten mit ir richeit nicht erwenden,  
swaz dich an vreuden twinget. daz müz ouch mich an allen vreuden pfenden.“ (772)

Die Erwähnung in einem Atemzug mit dem Heiligen Römischen Reich rückt den Titel *atmerat* auch eher in den weltlichen Bereich, etwa vergleichbar mit dem Kaiser. Die Tatsache, dass hier Reichtümer verglichen werden ist angesichts der im Zusammenhang mit Secureiz erwähnten Armut des Reichs wohl ein ziemlich eindeutiger Seitenhieb.

Ackerin hält also zwei Titel. Dass es sich dabei um einen geistlichen und einen weltlichen handelt, erscheint zumindest plausibel. Außerdem ist er trotz seiner *heidenschaft* eine durchwegs positiv dargestellte Figur. Ihm gegenüber stehen die durchwegs negativ dargestellten babylonischen Brüder, die auf Seiten Demetrions von Mesepon in den Konflikt um Ninive einsteigen. In einer ausführlichen, übermütigen Rede legen die Brüder ihre boshafte Pläne dar:

„Mit strit di uber müten sprachen: ‚al di sine  
muge wir umbe vlüten, so daz wir Gamuret mit Akerine  
betwingen venige sũchens unser vũze,  
und man ze Baldak schone uns atmerat und baruk nennen müze!‘“ (904)

Die beiden haben es also auf die Titel Ackerins abgesehen. Nur vier Strophen später wiederholt sich nach dem Versprechen, Ninive zu erstürmen und sich dienstbar zu machen, der letzte Vers fast wortgleich:

„Ninive di witen, di langen und die breiten,

mit sturme und mit striten sul wirs an uns mit dienste wider leiten,  
daz si dienestlichen uns da grūzen  
und uns ze Baldak schone atmerat und baruc nennen müzen!“ (908)

Neben der Erkenntnis, dass der wortreich seine finsternen Pläne ausbreitende Bösewicht keine Erfindung der James Bond Reihe ist, dürfte es auch klar sein, dass Albrecht eine gewisse Emphase darauf legt, dass die Erringung der Ehrentitel eine wesentliche Triebfeder für die Gebrüder ist. Für die weitere Argumentation ist es aber auch wichtig zu wissen, was die beiden vorhaben, wenn sie ihr Ziel erreicht haben werden:

„Der uber müt ir lüder geworfen wart von beiden.  
Pompeius und sin brüder begunden sich nu hohes krieges kleiden,  
weder da zu Baldak baruc were  
und atmerat der ander. daz wante Gamuret mit slegen swære.“ (909)

Die beiden Schwerter der Zweiswerterlehre (oder Zweigewaltenlehre<sup>26</sup>) sollen also aus den Händen des positiv besetzten Ackerin genommen und zwischen zwei negativ besetzten Charakteren aufgeteilt werden. Geistliche und weltliche Macht würden damit von der harmonischen Vereinigung in chaotische Zerrissenheit übergehen.

Bei Albrecht kann natürlich nur eines einen vorbildlichen, idealtypischen heidnischen Herrscher übertreffen, und zwar ein vorbildlicher, mehr noch, ein vollkommener christlicher Herrscher. Dafür greift er naheliegender Weise die populäre Figur des Priesters Johannes auf, eines legendären christlichen Königs aus Indien, die primär durch einen fingierten Brief an den byzantinischen Kaiser Manuel I. Komnenos aus der Mitte des zwölften Jahrhundert allgemein bekannt wurde<sup>27</sup>. Die Idee, dass sich fern im Osten ein möglicher Verbündeter gegen die Sarazenen finden könnte, traf in den permanent schrumpfenden restlichen Kreuzfahrerstaaten, Europa im generellen und offensichtlich auch beim tiefchristlich schreibenden, oft kulturpessimistisch wirkenden Albrecht auf ausgesprochen fruchtbaren Boden, wie die folgende Beschreibung des sagenhaften Herrschers wohl nachdrücklich beweisen wird:

„Der gotes heilicheite git nieman eben maze,  
und als ich dich bescheite: swer kertzen licht durch nadel õre mit glaze  
habt gen der sunnen glast uber al die welte,

<sup>26</sup> Lexikon des Mittelalters Band IX S. 720.

<sup>27</sup> Vgl. Brunner, Horst [HG]: Gestalten des Mittelalters : ein Lexikon historischer und literarischer Personen in Dichtung, Musik und Kunst. Stuttgart: Kröner 2007. S. 223f

heilikeit aller heiligen lit sus gen gotes heilikeit ze gelte.

Durch dise namen werde Johan und priester beide  
heizet man uber al uf erde disen hohen kunic. man tût im leide,  
swer in keiser oder kunic benende.  
swie sich diu werlt vierteilet, driu teil gar die wartent siner hende.“ (6146-6147)

Der eindrucksvolle und wortgewaltige Vergleich zwischen dem Kerzenlicht durchs Nadelöhr und dem Glanz der Sonne etabliert *priester Johan* direkt als eine alles überstrahlende Idealfigur. Obwohl ihm drei Viertel der Welt unterstehen, tut es ihm in seiner Bescheidenheit weh, wenn man ihn mit einem anderen Titel bedenkt, als mit *priester*. Trotzdem hält er natürlich vor allem sehr reale weltliche Macht in seinen Händen:

„Daz saget wol diu pfahte: sin gewalt get von orjente  
mit keiserlicher ahte unz an meridjan, den nieman wente  
jenhalp des wilden meres uber al die kunder  
unz an occidente sinem gewald mit dienste ligent under.“(6148)

Der fromme Potentat lehnt zwar den Titel "Kaiser" ab, herrscht aber trotzdem *mit keiserlicher ahte* über so immens große Teile der Welt, dass es den Leser wundern muss, wie sich da zwischen Europa und seinem Reich noch eine *heidenschaft* ausgehen soll. Darüber hinaus scheint sein Herrschaftsstil im Wesentlichen nicht stark vom klassischen Feudalismus abzuweichen:

„Proventz wo sibenzic schone von siner hant enpfahent  
zepter unde krone. die vinde sin mit hazze gar versmahent.  
in India, vil nach dem paradise,  
da wont der edel werde und wirbet nach dem ewiclichen prise.“ (6149)

Immerhin siebzig Provinzen hat er zu vergeben. Der Hinweis auf die Vergabe von Zepter und Krone legt nahe, dass es sich um wichtige, große Lehen handelt, er also hohen Adel belehnt, der wohl wiederum kleinere Lehen vergeben wird. Es handelt sich bei ihm also trotz aller Bescheidenheit und allen christlichen Kitts eindeutig um einen mächtigen weltlichen Herrscher. Die erwähnte, von Albrecht propagierte idealtypische Verbindung von geistlicher (auch wenn er nicht mit dem Papst verglichen wird, wie zuvor Ackerin, deutet der Titel "Prieser" doch stark in diese Richtung) und weltlicher Macht findet in ihm ihre letzte und höchste Ausformung. Sogar der Kreuzzugsgedanke, der wohl bei der Entstehung der Figur eine große Rolle gespielt haben wird, kommt noch zur Entfaltung:

„Diu rede kom vil witen, ein kunik begund si anden,  
der pflac Ismaheliten. Also hiez sin lût von mangan landen.  
der ist so vil, daz nie ir zal bezilte  
menschen witz uf erde, zeprüfen alle meister iz bevilte.

An wit, an leng, an breite. Ir kunic der was so jehende:  
wes er sich under leite, er wer, dem al diu werlt under ougen sehende  
werden müst, daz'z wer in wol uf gerbet.  
tût er daz nicht vil schiere, priester Johan wirt von mir verderbet.‘

Tartarie die wite, des kuniges lant so heizet.  
in mange lant mit strite ist er vil dick gewaltiklich erbeizet.  
ein wazzer ist Tartarea genennet.  
da von sin lant daz wite ist nach dem wazzer wol die virre erkennet.“ (6199-6201)

In diesem Abschnitt überschlagen sich zunächst einmal die möglichen Realitätsbezüge. Die erwähnten *Ismaheliten* erinnern namentlich sehr stark an „Ismailiten“, den Überbegriff für diverse schiitische Sekten, unter ihnen auch die berühmtesten Assassinen<sup>28</sup>. Diese Ähnlichkeit gibt dem nahenden Krieg einen Beigeschmack von religiösem Konflikt. Außerdem überrascht auch die Ansiedlung dieses aggressiv geschilderten Volkes in *Tartarie* angesichts der zeitlichen Nähe der Abfassung des Werks zu den Mongoleinfällen nicht<sup>29</sup>. Die Erinnerung an aus dem Osten in Europa einfallende Reitervölker ist mit Sicherheit in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts noch ausgesprochen frisch (man bedenke, dass die Mongolen zeitweise bis tief in das Gebiet des Heiligen Römischen Reichs vordrangen und sämtliche militärischen Anstrengungen, ihnen beizukommen zunächst in blutigen Niederlagen endeten) und nur zwei Strophen später heißt es sogar wörtlich: „*Als sie gar uber riten den priester Johan wollten,...*“. „Überritten werden“ beschreibt das Gefühl angesichts des Mongolensturms wohl ziemlich gut.

Abseits dieser Assoziationen ergibt sich hier aber auch ein narratives Problem: Wie hat ein Gegner auszusehen, der einem über drei Viertel der Erde herrschenden König gefährlich werden kann? Die *Ismaheliten* werden als im wahrsten Sinne des Wortes unzählbar beschrieben, also wird es in *Tartarie* wohl recht eng gewesen sein. Jedenfalls reicht ihre Kraft aus, um dem Priesterkönig zunächst empfindliche Niederlagen zuzufügen. Auf die findigen Maschinen, die er einsetzen muss, um sein Reich noch zu retten wird im Kriegskapitel noch näher eingegangen werden.

---

<sup>28</sup> Lexikon des Mittelalters Band V S. 698f

<sup>29</sup> Wie schon in der Einleitung vgl. Runciman S. 1015ff.; Fried S. 301ff

Albrecht schildert den *priester Johan* also als den perfekten, die geistliche und weltliche Macht in sich vereinigenden Herrscher und auch die logische christliche „Fortsetzung“ Ackerins. Um das Bild dieser Figur zu vervollständigen, soll zum Abschluss dieses Kapitels noch ein Blick auf die zumindest aus heutiger Sicht ausgesprochen gruseligen und in diesem Falle auch einfach nur abstrusen Auswüchse eines solchen religiös-moralischen Überkönigs geworfen werden:

„Ze jungest ist gesetzt ein sūl vil gantz aleine,  
der richeit niht geletzet. dar uf alrerst der spiegel groz, niht kleine.  
mit einer sūle istz sich unden hebende,  
dann zwo und aber mere, und ist sich oben ende also begebende.

Die stieg und sūl gemeine geworht mit grozem sinne,  
gar luter edel steine. der spiegel stet so, daz man siht dar inne,  
swer sich uber al in den provintzen keret  
mit hazze gen dem kunige. der spiegel daz zuhant da wizzen leret.

Valsch und al untriuwe der selbe spiegel meldet.  
die stet drinn al niwe, untz er die schuld mit būze wider geldet.  
so zergent diu mal gar nach der slihte.  
aller menschen sunde gar sint ein mal vor gotm ein ungeschlihte.

Des spiegels sint da pflegende dri tusedt man wol zisen,  
daz nieman im zerlegende si die werdicheit so hoch zu prisien,  
wan in sehe vil manger gerne brechen,  
durch daz ir vintlichen hazzen sich an dem edlen fursten moht gerechen.“ (6244-6247)

Wäre das Volk des Priesterkönigs nicht so fromm, keusch, tugendhaft und offen gesagt langweilig, würde der Spiegel angesichts des immensen Sündenpotentials einer solchen Menschenmenge wohl sofort zerbersten.

Jedenfalls ist es nachvollziehbar, dass es dreitausend Leute braucht, um dieses invasive Gerät vor Anschlägen zu schützen.

### c) Religion

Religion, oder genauer gesagt das Christentum, spielt in Albrechts Jüngerem Titulrel eine immens große Rolle. Der ganze Text ist eine klar auf christlich-moralische Didaxe ausgerichtete Komposition. Entsprechend schlecht kommen die meisten anderen Religionen

weg und entsprechend auffällig ist es auf den ersten Blick, wenn einmal ein Nicht-Christ gute Presse bekommt, zumal die Grenzen bereits im ersten Sechstel des Texts sehr klar gezogen werden:

„Jerusalem geselle des himels ist mit schrifte  
und Babilon der helle, da von daz hofart ie da wunder stifte.  
tohter von Syon sint got die nähsten,  
und di von Babilone sint vor got unwert und gar di smæhsten.“ (827)

Die Formulierung mag hier zwar durchaus noch zusätzlich verschärft worden sein, um die obersten Bösewichter dieser Episode, die über Babylon herrschenden Gebrüder, die dem um Ninive kämpfenden Aggressor Demetron von Mersepor gegen den noblen Baruch Ackerin von Baldac beistehen, noch düsterer darzustellen, die Kernaussage der Strophe stellt den Grundkonflikt Christen versus Heiden aber sehr treffend dar. Umso auffälliger ist die geradezu moralisch makellose Zeichnung der "edlen Heiden", auf die bereits im Herrschaftskapitel eingegangen wurde. Während andere Religionen als dezidiert schlecht geschildert werden, können ihre Anhänger und sogar höchsten Vertreter durchaus von unglaublicher Tugendhaftigkeit sein. Ritterlichkeit und höfisches Benehmen korrelieren also im Jüngeren Titulrel nicht zwanghaft mit dem Glauben.

Wen oder was die Babylonier und ihre Verbündeten im Detail anbeten, beschreibt Albrecht im Zuge seiner Darstellung des Aufstands gegen den Baruch dann in einem ausführlichen Überblick:

„Die von Egipten lande betent an merwunder.  
wir kristen iz fur schande han durch recht, daz si alsolchiu kunder  
hant zu got, und si got hat gebildet  
menseche nach im selben. wie ist ir menschlich sin also verwildet!“ (836)

Die Ägypter beten also Meeresungeheuer an. Diese Grundaussage nimmt nur den ersten der vier Verse der Strophe ein. Die übrigen drei kommentieren umfangreich wie schändlich es ist, dass ein Volk, das Gott nach seinem Bilde geschaffen hat, solche *kunder*, solche Tiere verehren kann. Dieses 1:3 Verhältnis zwischen Information und Kommentar bleibt auch bei der Beschreibung der übrigen Religionen ähnlich. Die Ägypter sind im Vergleich zu den nun folgenden Griechen allerdings noch ausgesprochen gut weggekommen:

„So sîht man ouch die Kriechen in menschlicher hûte  
an rechter wisheit siechen. si betent an daz vihe und di lûte  
und mänge tier, di zam und wilde loufent.  
der liste vunde meister, nu sehet, wie sich mit torheit di verkoufent!

Aller liste funde in Kriechen sind erfunden,  
und lebent doch mit sunde. da von sint list und witze underbunden.  
mit hohen listen sint vil mänge toren,  
di mille artifexe gelichent sich, ich mein, dem helle moren.“ (837-838)

Wieder gibt es zunächst einen Rekurs auf das menschliche Äußere, das im krassen Gegensatz zu den aus Albrechts Sicht geradezu perfiden Sitten des beschriebenen Volkes steht: Sie beten allerlei Tiere an. Obwohl sie *der liste vunde meister* sind, Albrecht also ihre Vorreiterrolle in Wissenschaft und Philosophie durchaus anerkennt, *siechen sie an rechter wisheit*, also ist echte Weisheit ihnen fremd, da diese offensichtlich nur durch das Christentum erreichbar ist. Die Tatsache, dass ein so sehr für seinen Intellekt gerühmtes Volk das nicht erkennt, scheint die Kritik noch zu verschärfen. Er geht sogar noch weiter in seiner Verbalattacke, indem er in gewohnter sprachlicher Wendigkeit ins Lateinische, das dem Bildungskontext dieser Strophen wohl besser entspricht (wenn in diesem speziellen Falle auch weniger gut als das Griechische), wechselt und die *mille artifexe*, die tausend Künstler, Schöpfer, mit dem *helle moren*, dem Teufel, gleichsetzt.

All das erklärt allerdings nicht, was diese Griechen in einem Gralroman zu suchen haben. Die Frage selbst ist schon allein deswegen nicht uninteressant, weil sie nach den Babyloniern das prominenteste Volk der Rebellion gegen Ackerin sind und sehr oft Erwähnung finden. Als griechisch kann man zu Albrechts Zeiten eigentlich nur Byzanz bezeichnen, die oben dargestellte Religion passt aber nur (und das relativ gut, wenn man beispielsweise an den ziegenfüßigen Pan denkt) auf die antiken Griechen. Ein Seitenhieb auf das zu dieser Zeit schon mehr oder minder am Boden liegende, byzantinische Reich kann also ausgeschlossen werden.

Zuletzt kommen aber natürlich auch die Babylonier auf ihre Kosten:

„Di von Babilone betent an die sunnen  
und sich gotlicher krone wellen da bi selbe nicht verkunnen.  
si sint verirret in swacher goukel fûre.  
ein leite brack ist wiser, der hebt von art sich selben uf di rûre!“ (839)

Einerseits beten sie zwar die Sonne an, andererseits erheben sie aber auch selbst Anspruch auf göttliche Ehren. Passenderweise wird den Babyloniern, die schon in der Bibel schlecht wegkommen und bei Albrecht die Anführer des Aufstands gegen den Baruch sind, Hybris vorgeworfen. Ein Jahrhundert später wird Seifrit seinem Porrus ganz ähnliche Worte in den Mund legen.

Besonders interessant ist allerdings die folgende Strophe, die eine Art abschließenden Kommentar darstellt:

„Alsus ist underscheiden ir sekte ungeliche,  
der wilden tōrschen heiden. daz kumt uns kristen doch vil selicliche.  
si liezen uns vil selten sunder striten,  
wan daz so manger hande si kriegent umb ir gelouben an allen siten.“ (840)

Zunächst einmal fällt die Verwendung des Wortes *sekte* auf. Theoretisch hat die *heidenschaft* mit Baruch Ackerin ein einheitliches und für alle gültiges Oberhaupt. Ob mit *sekte* hier auf die soeben beschriebene immense Vielfalt an unterschiedlichsten Kulturen angespielt wird, oder ob die *heidenschaft* selbst als Sekte bezeichnet wird, sei dahin gestellt. Für ersteres spräche der Inhalt, die Syntax hingegen lässt nur die zweite Möglichkeit zu.

Einfach nur falsch und eindeutig Exponent der prochristlichen Linie, die Albrecht vertritt, sind die letzten beiden Verse. Dass ausgerechnet dem nichtchristlichen Orient Kriegstreiberei vorgeworfen wird, ist aus der historischen Realität von Albrechts Gegenwart nicht abzuleiten. Das Zeitalter der Kreuzzüge ist noch nicht vorbei, als der Jüngere Titarel entsteht, Akkon ist noch nicht gefallen und die Reconquista ist in weiten Teilen abgeschlossen. Beide "Seiten", sofern man bei einem so komplexen Thema überhaupt von Seiten sprechen kann, sind mit Rückeroberungen beschäftigt. Zuletzt als Aggressor, insbesondere einer aus religiösen Motiven, wie es im Text ja sogar dezidiert heißt, aufgetreten ist aber das christliche Abendland.

Es wäre allerdings unfair zu behaupten, dass Albrecht nur böse Worte findet zur Frömmigkeit der *heidenschaft*:

„Swenne si der kraft beduchte, so biten si nicht mere.  
wan so der morgen luchte, so butens all ir goten michel ere,  
daz si beschirmet weren wol vor meine.  
des schemt euch, armen cristen, ich mein, di got da bietent ere cleine,

Sint heiden hant gelouben an ir got so grozen,

di armen, tumben, touben. Ir got sint aller sælden gar verstozen  
von got, zu dem wir cristen helfe sũchen,  
si wir des helfe gernde, so kann er uns mit helfe wol berũchen.“ (913-914)

Zumindest die Inbrunst, mit der die Heiden ihren Göttern Ehre erweisen, scheint ihn auf den ersten Blick durchaus zu beeindrucken. Die Emphase, die auf den Zeitpunkt der Kulthandlungen gelegt wird, nämlich auf das erste Licht des Morgens, könnte durchaus eine Anspielung auf das muslimische Morgengebet sein. Ob es sich wirklich um eine Referenz oder um puren Zufall handelt, kann hier natürlich nicht nachgewiesen werden, aber auf die Möglichkeit sei an dieser Stelle verwiesen.

Der erste Eindruck verfliegt allerdings schon nach wenigen Versen. Das Lob der Heiden hatte natürlich nur den Zweck, schlechte Christen zu beschämen. Die vor Pragmatik strotzende Aussage der übrigen Verse lässt sich in etwa so paraphrasieren: "Die Heiden erweisen ihren Göttern große Ehre, obwohl es ihnen nichts bringt. Ihr erweist eurem Gott kaum Ehre, obwohl er euch tatsächlich helfen könnte, wenn ihr etwas braucht.“

Wie bereits angedeutet, nimmt das Christentum das Gros der Religionsdarstellung im Jüngerem Titul ein. Der letzte, nicht in diesem Kapitel behandelte, wesentliche Punkte zur Darstellung orientalischer Religionen und Kulte, nämlich die besondere Rolle Baruch Ackerins als sowohl geistlicher, als auch weltlicher Herrscher wurde ebenso bereits im Herrschaftskapitel abgehandelt, wie die wichtige Rolle der orientalischen Christen um Priester Johan in Indien.

#### d) Krieg

Einen relativ großen Teil des Jüngerem Titul nehmen die ausführlichen, teils blumigen, teils grausam bildhaften Kampfbeschreibungen ein. Die für diese Arbeit interessante Fragestellung ist natürlich, ob es in der Darstellung der Kriegsführung einen Unterschied zwischen Orient und Okzident gibt. Um den folgenden Untersuchungen vorzugreifen: Es gibt ihn zwar, doch ist er marginal. Wie schon zuvor beim Thema Herrschaft gesehen, projiziert Albrecht europäische Vorstellungen auf den orientalischen Hintergrund. Das Bildinventar wird manchmal aber doch noch minimal angepasst. Die eindrucksvollen, riesigen Heere der *heidenschaft* verfügen beispielsweise über Verstärkungen in Form von diversesten exotischen Tieren:

„Olbende, helfande, der kæmelin ein wunder,  
si vürten uz ir lande, geladen wol mit mangerhande kunder,  
spise vil und uber kraft von golde,  
geschutze unde ander soume, des man zu langer verte haben solde.“ (862)

Der Tross führt also mit Kamelen, Elefanten und den später noch erwähnten Dromedaren eine ausgezeichnete Auswahl orientalischer Fauna mit sich. Nichts davon kommt allerdings im Kampf zum Einsatz. Wie die Strophe bereits andeutet, scheint es sich ausschließlich um Lasttiere zu handeln. Während bei Seifrit gerade die Elefanten als furchterregende Kriegswaffen eingesetzt werden, die Alexander nur durch eine ausgefeilte Gegentaktik bezwingen kann, scheinen sie hier auf den Transport der immensen Reichtümer ihrer Herren reduziert zu sein.

Die Schlacht selbst gehört dann wieder ganz den ritterlichen Reiterheeren. Die „Europäisierung“ der Kriegsthematik geht teilweise bis in die kleinsten Details des Vokabulars. Die folgende Strophe beschreibt den Kampf zwischen zwei orientalischen Armeen und man möchte meinen, dass das eine gute Gelegenheit für die Darstellung der Fremdheit dieser Welt im Osten wäre:

„Do wurden helm stricke von manger tjost enbunden.  
vil wibe herzen schricke gefüget wart, den vremen und den kunden.  
swaz man da sper zebrochen nider rerte,  
daz gap den helden sterben, der ors dar uber struch zu valle kerte.“ (916)

Diese vier Verse könnten in einem Lexikon als pointierte Kurzbeschreibung idealtypischer abendländisch-ritterlicher Kriegsführung stehen. Sie enthalten wirklich alle wesentlichen Merkmale. Helmriemen reißen bei der *tjost* (allein die Wahl dieses typischen Wortes spricht Bände), Frauenherzen brechen ob der sterbenden Helden (ein eindeutiger Verweis auf den ritterlichen Frauendienst), Speere brechen und Pferde stürzen. Nein, es handelt sich hierbei nicht um eine Schilderung des Turniers am Mainzer Hoffest, sondern um das Aufeinanderprallen der Heere Baldaks und Babylons.

Anhand dieser Strophe lässt sich auch erahnen, was für eine Liebe zum Detail Albrecht bei der Beschreibung von Rüstungen und Waffen entwickelt. Er scheint über umfangreiches Wissen in diesem Bereich verfügt zu haben:

„Den dritten sach man risen von siner swertes clingen.  
den stahel und das isen, helme schirm und sarwat mit den ringen,

di meister hend mit flize worhten lange,  
daz wart von im entrennet in kurzer zit, an vile, sunder zange.“ (931)

Seine Kenntnisse schließen sogar die für die Herstellung des Kettenpanzers notwendigen Werkzeuge mit ein. Er kannte sich also offensichtlich bestens mit der Ausrüstung eines Ritters aus und „pfropft“ dieses Wissen und dieses Begriffsinventar auf die Orientdarstellung auf.

Gibt es abseits all dieser Europäisierungen und Übertragungen aber auch Motive, die ganz dem Orient vorbehalten bleiben? Es finden sich tatsächlich nur einige wenige von denen an dieser Stelle zwei besonders repräsentative herausgegriffen und in aller Kürze besprochen werden sollen.

Zunächst wäre da die aktive Anwendung von Schadenszaubern gegen Gamuret. Magie ist im Jüngerem Titurel zwar absolut nicht auf den Orient limitiert, sondern findet sich in Form von verzauberten Waffen oder wundersamen Steinen geradezu inflationär häufig, aber die Art und Weise wie sie gegen Gamuret eingesetzt wird ist durchaus singulär. Vorneweg sei gesagt, dass man es den Babyloniern kaum übelnehmen kann, dass sie sich angesichts dieses massenmordenden Überitters im zerschlissenen, blutigen Unterrock (einem Liebespfand von Herzeloide, das er über seinem Harnisch trägt) nach einer Möglichkeit umsehen, sich einen Vorteil zu verschaffen. Insbesondere wollen sie seinen unzerbrechlichen Helm aus dem Weg haben:

„Ein alt, wise heiden den helme wol erkande,  
sin art unterscheiden. Er was gedret uz einem adamande.  
er sprach: „mocht ich in ane schaden gereichen,  
ich kund in wol gewinnen. den helm trowe ich gahes im erweichen.“ (943)

Der alte Mann hält Wort: Eine Phiole mit dem Blut eines *kitze* besiegelt schließlich Gamurets Schicksal.

Als würdigen Abschluss und einziges gänzlich auf den Orient beschränktes Motiv der Kriegsführung soll nun noch die bereits im Herrschaftskapitel angedeutete Superwaffe des *priester Johan* behandelt werden. Der von den *Ismaheliten* bereits arg bedrängte König setzt auf technische Finesse:

„Sam liet erine bilde hiez er im vil giezen.  
gen dirre diet so wilde, er liez die sin der witz alda geniezen.  
innen hol, nach lüten zu gestellet

uber al die selben bilde, mit munden wit, alsam die sint gehellet,

Und innen vol mit fiure, daz'z in zem munde zu wete,  
zu sehene ungehiure, wan ie ir einz ein blebalk under blæte.  
da mit so wart daz fiur mit kraft erkucket,  
daz iz zemund und ougen und oren, nas als zu der esse flucket.“ (6207-6208)

Erzene, feuerspeiende Krieger sollen das Kriegsglück gegen den übermächtigen Feind wenden und tun es wie erwartet auch. Die *Ismaheliten* fliehen in Panik und sterben in Scharen. Das Reich des Priesterkönigs ist gerettet und die Orientdarstellung Albrechts um eine wundersame Erfindung reicher.

#### e) Geographie/Flora/Fauna/Klima

Dieses Kapitel wird aufgrund der vergleichsweise eher geringen Gewichtung dieser Themengebiete im Jüngerem Titurel relativ kurz ausfallen und nur anhand einiger weniger markanter Beispiele bearbeitet werden.

Die Geographie spielt, obwohl sehr viel gereist wird, in diesem Werk beispielsweise überhaupt keine wesentliche Rolle. Die Namen tatsächliche existenter Städte, Länder, Landschaften und Flüsse werden sowohl mit den klassischen Orten der Artus- und Gralsliteratur, als auch mit gänzlich neuen und frei erfundenen vermischt.

Etwas ergiebiger ist dann schon ein Blick auf die geschilderte Pflanzenwelt, wenn es auch nur einige wenige wirklich erwähnenswerte Beispiele gibt. Das schon in vielerlei Hinsicht mit Vorzügen gesegnete, dem irdischen Paradies benachbarte Indien beheimatet auch ein rätselhaftes Kraut:

„Ein krut assidiose wehset bi dem flumen.  
des kraft ist tugend eine rose. Sin wurtz kann sich an tugenden niht versumen.  
swer die wurtz hat in der hant zetrage,  
der mac den bösen geisten, swaz er will, gebieten im zu sagene.“ (6155)

Diese Pflanze, für die sich auch nach intensiver Recherche keine Quellen außerhalb der Überlieferung des Jüngerem Titurel finden ließ, ist also erfüllt von der Kraft der Tugend und befähigt all jene, die sie in der Hand tragen, bösen Geistern seinen Willen aufzuzwingen. Abgesehen davon, dass eine solche Macht doch eigentlich danach schreien müsste, missbraucht zu werden, unterstreicht diese Passage die wundersame Natur Indiens (im

Speziellen, der übrige Orient wird abseits seiner großen Reichtümer eigentlich recht profan geschildert).

Aber auch weniger magische, sondern eher nützliche Pflanzen, wie der Pfeffer gedeihen im Reich des Priesterkönigs:

„Da bi in einem lande wehset der pfeffer zanger  
klein unde grande, der eine der ist kurtz, der ander langer,  
gelich alsam ein walt von ror vil dicke.  
daz lant ist ebener slihte. daz wirt an gezunt mit fiures blicke,

Swenn der pfeffer zitik wirt an siner krefte.  
vil wurme eiter gitik gent dar, under mangerleie schefte.  
daz ror man brennet durch die ungehiure,  
daz si zem tode verbrinnt. etlich versliefert sich vor disem fiure.

In der provintze witen heben sich dar gemeine  
nach des fiures ziten junc und alte, da bi groz und kleine  
mit besem, tragebaren, rechen, gabelen,  
da mit sin dann zehufen kunnen keren, triben und schabelen.“ (6157-6159)

Anstatt die obenstehenden Strophen zu paraphrasieren, soll an dieser Stelle Isidor von Sevilla zu Wort kommen:

„Der Pfefferbaum wächst in Indien,... Dessen Wälder bewachen Schlangen, aber die Einwohner jener Gegend zünden sie, wenn sie reif sind, an, und die Schlangen werden vom Feuer in die Flucht geschlagen, und durch das Feuer wird der Pfeffer schwarz.“<sup>30</sup>

Der Autor gibt also den Wissensstand der *Etymologiae* minimal gekürzt, sonst beinahe unverändert wieder. Eine Methode, die er oft und gerne verwendet und mit der er offensichtlich auf seine umfangreiche Bildung hinweist. Nach der sonst nirgends zu findenden Zauberpflanze *assidiose* haben wir es also hier mit der Vermittlung vermeintlich echten Wissens über den Orient zu tun.

Albrechts Vorliebe für Lexika und Symbolik ist es auch, die die Darstellung Fauna für diese Arbeit ausgesprochen unergiebig macht. Es finden sich zahlreiche Schilderungen exotischer Tiere, doch fast immer im Rahmen von Wappendarstellungen samt Erklärung des symbolischen Gehalts. Die einzige nennenswerte Ausnahme von dieser Regel lebt im Lande Agremont:

---

<sup>30</sup> Isidor von Sevilla: Die Enzyklopädie des Isidor von Sevilla : Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Lenelotte Möller. Wiesbaden: matrixverlag GmbH 2008. S. 631

„Da bi ein lant ist kleine, die berge mit dem fiure,  
Agremont ich meine. dar inne diu salomander, wurme tiure,  
die niht wan des fiures sind da lebende.  
ane fiwer si sterbent, alsam der visch zu wazzer wer sich hebende.“ (6179)

Eine besondere Beziehung des Salamanders zum Feuer kennen auch die Etymologie<sup>31</sup> und der Physiologus<sup>32</sup>. Sie alle sagen, dass das Feuer ihnen nicht schaden kann, nicht aber, dass sie ohne es nicht leben können. Mehr noch, Salamander sollen jegliches Feuer dem sie ausgesetzt werden sogar zum Verlöschen bringen. Hier hören die Besonderheiten in Albrechts Darstellung aber nicht auf: Diese speziellen Tiere tragen herrlichste Seide in sich. Angesichts ihrer besonderen Lebensumstände bedarf es auch einer außergewöhnlichen Methode, um an das wertvolle Gut zu kommen:

„Den Wurm man so zôhet mit fiure drier houfen.  
dem berg er sus enpflôhet wirt. so will er gahes wider loufen.  
noch gæher wirt diu vart im under gangen:  
durch daz die ersten houfen erloschen sint, da mit ist er gevangen.“ (6183)

Nachdem der Salamander also im letzten der drei Feuer isoliert und damit gefangen ist, kann das feine Gewebe gewonnen werden. Nach dem Pfeffer klärt Albrecht hier die Herkunft einer zweiten wichtigen Handelsressource des Mittelalters, nämlich der Seide.

Auch wenn es streng genommen nicht zu dem Schlagwort Klima passt, soll dieses Kapitel mit der bemerkenswerten Darstellung des Sandmeeres beendet werden (bei der folgenden Bearbeitung Seifrits werden an selber Stelle die durchaus verwandten Wüstenbeschreibungen stehen):

„Da bi so ligt besunder gar ane wazzer trucken  
ein mer, dazt ob und under niht wan griez, dar zu gent nebel rucken  
vil dicke, groze kiel noch barke swebende,  
wan niht dar uber ist varnde, klein noch groz, daz uf der erd ist lebende.

Dasselbe mer ist swinde mit sturm in unden varende;  
swenn ez zerblænt die winde, das mer ist tobender unde do niht sparende  
und wellen hoh sam uf dem wazzerwage;  
und wa daz mer hab ende, daz mûz diu werlt gar lazen sunder frage.“ (6168-6169)

---

<sup>31</sup> Vgl. Isidor S. 467

<sup>32</sup> Vgl. Anonymus: Physiologus : Griechisch/Deutsch. Hrsg. v. Otto Schönberger. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co 2001. (= Reclams Universalbibliothek Nr. 18124) S. 53-55

Rein auf der Bildebene handelt es sich hierbei um eine beeindruckend schöne, realitätsnahe und in dieser Qualität sonst kaum zu findende Darstellung einer Wüstenlandschaft. Erst die in der nächsten Strophe erwähnten *vische ... wolgesmac und reine* beweisen endgültig, dass der Vergleich mit dem Meer eigentlich kein Vergleich, sondern durchaus ernstgemeint ist. Der ferne Orient als die Heimat des Wunderbaren wurde trotzdem kaum je eindrucksvoller beschrieben.

#### f) Völker und Kulturen

Das einzige Volk, dessen Lebensweise Albrecht genauer beschreibt, ist das der Inder, seines idealen Gegenentwurfs zur von ihm offensichtlich als fehlerhaft empfundenen Gesellschaft seiner Gegenwart. Wie so vieles in diesem Werk ist auch die Darstellung dieses Gegenentwurfs durchdrungen vom Geist der Belehrung. Das Volk des Priesterkönigs ist ein Ebenbild der Tugend selbst, ja, sie kennen nicht einmal die Bezeichnung mancher Sünden. All das sei nur am Rande erwähnt und zitiert werden soll an dieser Stelle nur eine sehr aussagekräftige Anekdote:

„Hie sint wip diu klaren, diu schönsten in allen welten  
an vell und an gebaren, und si sint doch bi den mannen selten:  
zem manod eines nach des ordens lere,  
durch deheine girde, wan daz man schar der himel kôr gemere.“ (6232)

Die Antwort auf die Frage, wie utopisch eine Gesellschaft sein kann, in der Körperlichkeit einzig der Vermehrung der Engelschöre dient, sei jedem selbst überlassen.

## 2) Seifrits Alexanderroman

### a) Überblick

Der zweite Text, der zur Behandlung der Fragestellung dieser Arbeit herangezogen werden soll, ist Seifrits „Alexander“. Dieses Werk der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (vollendet am elften November 1352 – Seifrit ist zumindest in diesem Punkt sehr genau) ist, auch wenn er seinen Text selbst als Chronik bezeichnet, Teil des ausgesprochen populären Genres des Alexanderromans und hat mit den frühesten, noch tatsächlichen Chroniken zum Leben des Makedoniers, die sich noch mehr oder weniger treu an die historische Realität gehalten haben, nicht viel gemeinsam. Wie der überwiegende Teil der mittelalterlichen Alexanderromane folgt auch Seifrit vorwiegend der *Historia de Preliis* des Leo Archipresbyter und steht damit in der Tradition des spätantiken *Pseudo-Kallisthenes*, der eher die Charakteristika einer lose verbundenen Ansammlung wundersamer Episoden, als die einer korrekten, historischen Chronik hat<sup>33</sup>.

Sprachlich und inhaltlich präsentiert sich der Text eher bescheidener Machart – vorgefertigte, inhaltslose Verse affirmativer Art ziehen sich wie ein roter Faden durch den Text und liefern billige Reimwörter (zum Beispiel Sätze wie *daz ich ew sag, daz ist war* in unzähligen, wenig veränderten Varianten), Kampfszenen, die gerade in diesem „actionbetonten“ Genre ausgiebigen Anlass für wortreiche und blumige Schilderung bieten, werden eher stiefkindlich und trocken abgehandelt (oft unter Hinweis auf das Gebot der Kürze, an das sich der Autor zu halten habe, einmal sogar wörtlich unter Berufung auf Autoren, wie Wolfram von Eschenbach, die sowas besser können, doch dazu später mehr), bestimmte literarische Motive (wie die mit Gleichnissen, verbalen Angriffen und Gegenangriffen gespickte Kommunikation der Herrscher via Briefen) werden extrem inflationär eingesetzt und große Passagen des Werks wirken wie ein Katalog nur minimal unterschiedlicher „Retortenheldentaten“. Dieser Umstand verhinderte jedoch nicht, dass das Werk relativ reich überliefert ist. Immerhin siebzehn mehr oder weniger vollständige Textzeugen sind uns in diversen Codices (vorwiegend Bücher günstigerer Machart – durchwegs auf Papier, meist relativ schmucklos beschrieben, oft ist der Alexander nicht der einzige Text im Codex) überliefert<sup>34</sup>. Ein

---

<sup>33</sup> Lexikon des Mittelalters Band I S. 362

<sup>34</sup> <http://www.handschriftencensus.de/werke/836> (abgerufen am 31.1.2013 um 12:34)

Umstand der, unter Vorbehalten, darauf schließen lässt, dass der Text, wie auch die meisten anderen seiner Tradition, sich einiger Beliebtheit erfreute.

Eindeutig den literarischen Topoi zuzuordnen ist Seifrits ausufernder Katalog angeblicher geschichtlicher und literarischer Bürgen und Vorbilder. Beinahe alles, was in der lateinischen oder altgriechischen Antike Rang und Namen hat, wird dem Leser in einer wahren Namedroppingorgie um die Ohren geworfen:

„man sol es nit haben fur ain mer,  
wann ich es hie mit bewēr.  
wer es will und chan es suchen  
in alten und in newen puechen,  
do latein und ebraisch,  
chriechisch und haidnisch  
do die ystorie sind geschriben  
und sindt unczt her beliben.  
die tragen geleich all gemain  
an diser red uber ain  
das es alles sey geschechen.  
des hor auch wir die meister jehen  
die dy pesten sind gewesen,  
der puecher wir noch heut lesen,  
Aristoteles und Virgilius,  
Seneca und Boecius,  
Augustinus und Ambrosius,  
Josepus und Ewsebius  
und ander hocher maister vil,  
der ich aller nicht nennen will.“ (31-50)

Selbst, wenn man die klassischen Bescheidenheitstopoi außer Acht lässt, wirkt diese über das Normale hinausgehende Bedienung eines Klischees, das die Autorität des Textes stärken soll, während es die Verantwortung des Autors für das Geschriebene verringert, eher als Indiz für ein geringes Vertrauen Seifrits in seine eigenen Fähigkeiten.

Die Forschung hat sich außerhalb der Aufsätze zum gesamten Genre des Alexanderromans bis dato noch kaum, und wenn, nur in hochspezialisierten, auf Teilaspekte abzielenden Arbeiten mit dem Werk beschäftigt. Ein möglicher Grund dafür liegt in den geringen Abweichungen Seifrits zu seinen literarischen Vorbildern. Seine wesentlichste und interessanteste Eigenleistung liegt in der starken Gewichtung der Reichsidee und der "Diplomatie" - für einen abenteuerlastigen Alexanderroman verbringen die Protagonisten erstaunlich viel Zeit mit dem Schreiben und Lesen von Briefen.

Dennoch: Sowohl die einfache Strickart, als auch die relativ breite Überlieferung des Textes machen ihn zu einem idealen Kandidaten für die Fragestellungen dieser Arbeit. Die unglaubliche Fülle an Klischees, wie auch die offensichtlich recht eindrucksvolle Verbreitung dieses Alexanderromans sind zuverlässige Indikatoren dafür, dass dieses Werk sowohl von dem Orientbild des vierzehnten Jahrhunderts geprägt war, wie auch dafür, dass es eben dieses mitgeprägt haben könnte.

## b) Herrschaft

Die Herrschaftskonzeptionen aller gekrönten Häupter in Seifrits Alexander sind überwiegend homogen und massiv von mitteleuropäischem Machtdenken überlagert. Die Titel König und Kaiser (*chunig* und *chaiser*) dienen zur Beschreibung fast aller Würdenträger des Romans und werden teilweise völlig arbiträr vertauscht.

Die im Text am besten dokumentierte Herrschaft ist die Alexanders. Seine Handlungen entsprechen, wie bereits in der Einleitung kurz angedeutet, den idealen Handlungen eines heilig-römischen Kaisers. Sogar die gewählten Begriffe sind eindeutig aus dem Heiligen Römischen Reich genommen. Als sich Alexander in Persepolis zum König von Persien ausrufen lässt, wirken die Krönung und die nachfolgend gesetzten Aktionen wie ein hochmittelalterlicher Reichstag. Er erlässt sogar wortwörtlich den Landfrieden:

„wir gepieten pey der widt  
ain stetten lanczfridt;  
auf wasser und auf strassen  
schol man die leut zogen lassen  
fridlich. ...“ (3914-3918)

Folgt man dieser Lesart weiter und sieht Alexander als das Pendant zu einem idealtypischen Kaiser, finden sich noch zahlreiche Textstellen, die durchaus als politische Kommentare ausgelegt werden können. Einer der ersten Feldzüge führt ihn nach Italien und die dort ansässigen Römer staunen über den jungen, machtvoll auftretenden makedonischen König nicht schlecht:

„Dye do zu Rom herrn warn  
und rattleut zu den selben jarn,  
do sy erhortten disew mer,

do erschrakchten sy vil ser  
auf dem landt und in der stat.  
ein weyser man gab in den rat,  
sy scholten in guet sentten  
und pitten sy von in zu wenden.“ (1339-1346)

Ein "*weyser man*" rät von Anfang an zur faktischen Unterwerfung, denn nichts anderes bedeuten die Lösegeldzahlungen und sonstigen Ersatzleistungen Roms:

„sy santten in zur selben stundt  
ratts golts tausent phunt  
und ain chran guldein  
und speisten im auch die scheff sein  
mit newer chost pas,  
und was daran zerprochen was,  
das machten sy geradt,  
und paten sein genad  
das er aus dem landt rit  
und nit mit in strit.“ (1347-1356)

Während die gezahlten 1000 Pfund Gold für die Auslösung einer ganzen Stadt samt Umland noch eher eine symbolische Geste darstellen, entsprechen sowohl die Überreichung einer Krone, als auch die Verpflegung der Truppen, Ausstattung und Reparatur der Schiffe eher dem Aufgabenbereich eines Vasallen, als den Handlungen eines eigenständigen Reichs. Ob die sofortige, diensteifrige Unterordnung Roms unter Alexander eine Stellungnahme im traditionellen Streit zwischen Pontifikat und Kaiserthron darstellt, bleibt aber Spekulation. Eine andere mögliche Erklärung wäre ganz einfach die Aufwertung Alexanders durch den Sieg über die im mittelalterlichen Denken stark (jedenfalls stärker als die Griechen oder Makedonier) präsenten alten Römer. Auch würde eine frühe Verbindung des römischen Reichs mit dem Reich Alexanders im Rahmen der mittelalterlichen Auslegung der Vier Reiche Lehre<sup>35</sup> nicht nur Sinn machen, sondern auch zur gewünschten Kontinuität dieses Gedankenmodells beitragen. Die Tatsache, dass ein solcher Feldzug niemals stattgefunden hat, lässt sich jedenfalls nicht als Argument für eine besondere Akzentuierung der Szene durch Seifrit anführen. Ein weiterer Hinweis auf die Ausdeutung Alexanders als heilig römischer Kaiser ist der deutlich gestellte Weltherrschaftsanspruch. Auch wenn er nie wörtlich erwähnt wird, wird er doch nachdrücklich verfolgt. Mit der italischen Halbinsel, Sizilien, Griechenland, Makedonien und all den übrigen umliegenden Reichen unterstehen

---

<sup>35</sup> Vgl. *Translatio Imperii* in: *Lexikon des Mittelalter* Band VIII S. 944ff

ihm bereits früh sehr maßgebliche Teile Europas. Afrika unterwirft sich gänzlich in dem Moment, als Alexanders Füße den Kontinent berühren:

„do sy in das landt chomen  
und die hab do genomen,  
die herrn uber all das land  
ergaben sich allsandt.“ (1363-1366)

Den dritten und letzten großen Teil der Welt, Asien, erobert er dann letztlich Schritt für Schritt von der Levante bis exklusive dem irdischen Paradies. Damit wird er mehr oder minder zum Herrscher des ganzen Erdkreises und damit auch zum Herrn über Orient und Okzident.

Dies alles sind nur wenige von noch vielen folgenden Beispielen, für die in diesem Werk (wie auch zuvor im Jüngerem Titulel) sehr häufige Umlegung bekannter europäischer Verhältnisse oder Diskurse auf unbekannte, ferne Länder.

An einigen wenigen Stellen kommen auch Merkmale orientalischen Potentatentums zum Vorschein, allerdings in so geringem, beziehungsweise so diffusem Maße, dass sich kein durchgängiges Schema erkennen ließe.

Selbst die antike Vorstellung der direkten, verwandtschaftlichen Nachfolge eines oder mehrerer Götter, die vereinzelt Erwähnung findet, ist offensichtlich eine Umlegung der europäischen Idee des Gottesgnadentums – nicht die direkte „Thronfolge“ eines Gottes steht im Vordergrund, sondern die Tatsache, dass man von (einem) Gott ausersehen wurde, seine Machtposition auszufüllen. Besonders deutlich wird das bei Alexander selbst. Eigentlich (was ihm auch schon seit früher Jugend völlig bewusst ist) ist er der Sohn des ägyptischen Magiers Nectanebus, der ihn in Gestalt des Gottes Amon mit seiner Mutter gezeugt hat. Diese durch allerlei magisch erzeugte, kryptische Träume des Herrscherpaars gefestigte Notlüge ermöglicht die Anerkennung Alexanders als Thronfolger, schützt den Nigromanten allerdings nur sehr kurzfristig vor Vergeltung. Klein-Alexander nimmt seine Bestrafung unbewusst schon sehr bald in einer sehr willkürlichen und sehr brutalen Aktion selbst in die Hand. Um den Wahrsagespruch des Nectanebus, dass dereinst sein eigener Sohn sein Ende besiegeln werde, als Betrug zu entlarven, tötet er ihn, indem er ihn in den Burggraben stößt. In seinen letzten Worten stellt der Magier lakonisch fest, dass seine Vorhersage sehr wohl korrekt gewesen sei, da Alexander sein Sohn sei und er nur seine Mutter zu fragen brauche, wenn er die Wahrheit wissen wolle. Die wiederum durchschaut auf einmal den Betrug und bestätigt

seine Worte. Alexander reagiert auf diese Eröffnungen mit einer Mischung aus Selbstschutz und Staatsräson:

„er sprach: ‚mueter, es ist mein will  
das wir darczu sweygen still.“ (746-747)

Von diesem Zeitpunkt an verwendet er die vermeintliche Abstammung von einem Gott als ein Standbein seiner Macht. Im Traum hingegen erscheint ihm ein Gott namens Serapheis, um ihm zu verkünden, dass sein Feldzug Gottes Willen entspricht. Dies ist forthin der Gott, dem er vertraut und an den er wohl auch am ehesten glaubt – im Kapitel Religion wird hierauf genauer eingegangen werden. Trotz besseren Wissens behält er die Maske des Gottessohns bei vielen öffentlichen Anlässen als eine zusätzliche, floskelhafte Legitimierung seiner Position. Die falsche, aber öffentlich durch Sterndeuter bestätigte Nachkommenschaft eines Gottes wiegt in der Tagespolitik dann doch mehr, als echte göttliche Sendung, von der man nur selbst weiß. Darüber hinaus spielt der Umstand jedoch keine große Rolle. Einzig Porrus, der König der Inder, sei an dieser Stelle noch hervorgehoben. Er schreibt in seinem Brief an Alexander, sein Volk habe sich selbst die Götter zu Untertanen gemacht:

„wir achten dein gar chlain,  
wann uns nit allain  
die leut dient und ir kindt,  
die götter auch uns undertenig sind.“ (4567-4570)

Diese Äußerung passt bestens in die Rhetorik der sich durch das ganze Werk ziehenden Herrscherkorrespondenzen. Es ist ein klarer Seitenhieb auf den sich als Sohn Amons stilisierenden Alexander. Er mag der Sohn eines Gottes sein, Porrus aber steht als Herrscher sogar noch über den Göttern. Aber auch dieses Motiv bleibt sonst weitgehend unbedeutend und scheint primär die Vermessenheit und den Hochmut der in Macht und Reichtum schwelgenden Inder zu unterstreichen.

Tief europäisch und feudal sind auch die Handlungen, die die diversen Herrscher (egal ob aus dem Orient oder aus dem Okzident) setzen: Ist das Reich in Gefahr, werden die Hochadligen zusammengerufen und um Rat gefragt, kommt es zum Kriegsfall, werden die Lehnsträger mit grandiosen Geld- und Sachgeschenken zur Hilfeleistung gelockt. Eine lupenreine Darstellung klassisch höfischen *milte*-Denkens. Der Reichtum der Mächtigen dient zur Repräsentation und zur Sicherung der Treue seiner Untertanen. Extrem üppige Hofhaltung ist in dieser

Beschreibung das einzige Merkmal, das auch auf orientalische Herrschaftsformen verweist, findet sich aber in unterschiedlichster Ausprägung wohl auch bei fast allen anderen ausreichend begüterten Höfen der Welt. Die bei aller persönlicher Macht offensichtliche Abhängigkeit vom Urteil, ja, vom „Rat“ anderer hingegen wäre für einen Sultan oder Kalifen, der nicht nur als Marionette eingesetzt wurde (ein auch im Orient beliebtes Instrument oberflächlicher Wahrung des Status quo), gänzlich undenkbar. Als zusammenfassender Befund lässt sich sagen, dass entweder kein oder nur geringstes Wissen über die Realität orientalischer Herrschaftsverhältnisse in dieses Werk eingeflossen sind – sei es aus echtem Unwissen, anderer Prioritätensetzung oder Mangel an Interesse geschehen.

### c) Religion

Diesen Text von religiösen Gesichtspunkten aus zu beleuchten, ist primär in Bezug auf die Schilderung des Judentums, das als eine Art Ersatzchristentum fungiert, und auf Alexanders Verhältnis zur Religion an sich interessant. Die Informationen über andere Glaubensformen sind ausgesprochen rar aber auch nicht gänzlich unergiebig.

Alexander der Große lebte dreihundertfünfzig Jahre zu früh, um auch nur die Geburt des christlichen Heilands mitzuerleben – geschweige denn um auch nur theoretisch ein Christ sein zu können. Als Held eines mittelalterlichen Romans ist das eine denkbar schlechte Ausgangssituation. Um heidnische, andersgläubige oder christlich-sektische Persönlichkeiten, Autoren oder Ähnliches zu legitimieren, musste ihr Tun klar auf die christliche Heilsgeschichte umgelegt werden können, was in Alexanders Falle dank seiner Erwähnungen in der Bibel nicht schwierig ist. In Fällen, wo dem nicht so war, mussten teils drastische Ersatzhandlungen gesetzt werden (vergleiche die „Höllentrückung“ des Arianers Theoderich in der Dietrichepik).

Seifrit beschreibt seinen Helden von Anfang an als göttliches Strafgericht. Immer, wenn die Menschheit gerade wieder besonders sündhaft ist, schickt Gott einen „Richter“ über sie, um sie zu züchtigen und die schlechten auszusieben. Diesmal kommt dieser himmlische Rächer in Form von Alexander dem Großen über die Welt:

„und sandt in ain chestiger,  
ain unparmherzig richter,  
der ir hochvart manigfalt  
nider truckcht mit gewalt.

die sich selber nanten got,  
aus den traib er seinen spot.  
Alexander der wer  
der obrist Gottes richter.“ (74-80)

Die Sintflut war auch eine Strafe Gottes und konnte ohne selbst einer Konfession anzugehören seinen Willen erfüllen. Insofern wäre Alexander eine von Gott gesandte Naturgewalt, damit sein Werkzeug und letztlich Teil der Heilsgeschichte. Betrachtet man die Handlungen, die er im Verlauf des Textes setzt und, wie Außenstehende ihn wahrnehmen, passt diese Beschreibung ausgesprochen gut. Städte, die sich ihm auch nur einen Moment lang widersetzen, werden, mit der einzigen Ausnahme von Jerusalem, gänzlich und gnadenlos dem Erdboden gleichgemacht. Herrscher, die zunächst noch arrogant auf ihn herabsehen, erkennen mit jeder Schlacht schrittweise ihre Machtlosigkeit, um zuletzt entweder unterworfen oder tot vor ihm zu liegen. Aber: Sowohl Städte, als auch Potentaten, die sich von Anfang an seiner (und damit auch Gottes) Gnade ausliefern, werden nicht nur verschont, sondern oft noch von den üblichen Zinspflichten befreit oder anderweitig erhöht. All das klingt stark nach einer alttestamentarischen, gottgesandten Plage, wenn auch modifiziert durch sehr neutestamentarische Vorstellungen von Vergebung.

Auch wenn sich Alexander öffentlich als Sohn Amons gibt, so weiß er doch, dass er der Sohn eines ägyptischen Herrschers und Zauberers ist, dass er also kein „göttliches Blut“ in sich hat. In einem Traum aber erscheint ihm der „Gott“ Serapheis – sehr passend (wenn auch mit etwas "verunreinigter" Endung) nach den sechsflügeligen Engeln, die um Gottes Thron fliegen und seinen Namen preisen, benannt – der ihn seines Beistands versichert, ihn ausschickt und ihm offensichtlich auch sein göttliches Zeichen offenbart. Bestärkt durch die Prophezeiung des Engels/Gottes, dass ihm zu Lebzeiten nicht nur nichts misslingen soll, sondern auch Bestand haben soll (und erstaunlich von der Ankündigung seines frühen Todes - "*do ward er ain tail unfro.*" 1494) gründet er tags darauf die Stadt Alexandria und zieht weiter.

Rechtzeitig wird dem Oberhaupt der Juden, Bischof Jaldus, in einem Traum vermittelt, wie man den Zorn, den Alexander aufgrund der Bündnistreue, die Jerusalem zunächst noch zu den Persern aufrecht erhalten hatte, hegte, besänftigen kann:

„des selben nachts im Got erschain.  
er sprach zu im: 'furcht dir nicht!  
wiss das dir chain laid geschicht  
von chunig Alexander,  
ob du volgist meiner ler.“ (1800-1804)

Die Anweisungen erfolgen in diesem Falle also von Gott. Nicht von einem Gott oder einem Engel, sondern einfach nur von Gott. Wie sich schon kurz darauf zeigen wird, handelt es sich um denselben Gott, wie Serapheis, der früher schon Alexander im Traum erschienen ist, der sich aber für einen Juden, der ohnehin schon an ihn glaubt, nicht unter falschem Namen zeigen muss.

Die Bewohner der Stadt halten sich an die festgelegten Regeln: Sie fasten, kleiden sich schneeweiß und pilgern dem makedonischen König bußfertig entgegen. Alexander erkennt das Zeichen Serapheis auf dem Kopfschmuck des Bischofs und kniet devot vor ihm – oder genauer: vor dem Zeichen – nieder:

„der edel und der werd  
viel nyder auff die erd.  
Gottes namen pett er an,  
den er sach an der iniffel stan.  
dem pischolf er lobes jach,  
den er also geklait sach.“ (1855-1860)

Der Begriff *iniffel*, öfter *infele* oder *infel* geschrieben<sup>36</sup>, ist eine Bezeichnung für die klassische Bischofsmütze, also neben der Titulierung Jaldus als Bischof, ein weiterer klarer Querverweis zum Christentum und ein weiterer Beleg für die eingangs erwähnte Verwendung des Judentums als "Ersatzchristentum". Das Verhalten Alexanders wirkt auf seine Truppen ausgesprochen seltsam. Anschließend opfert er auch noch nach jüdischer Sitte in Jerusalem. Das Aufeinandertreffen der Geißel Gottes und des – zu Alexanders Zeiten selbst aus mittelalterlich-christlicher Sicht noch – auserwählten Volks wurde also in letzter Sekunde durch göttliche Intervention entschärft und löst sich in Wohlgefallen auf.

Christen gab es noch keine, aber trotzdem muss die Welt den Regeln Gottes folgen und es muss gottgefällige Protagonisten geben. Das Judentum als Substitut zu wählen war naheliegend. Es ist dem Christentum von allen damals existierenden Religionen am ähnlichsten – logisch, wenn man im Gedächtnis behält, dass es einst eine jüdische Sekte war. Der – nicht jüdische – Alexander wird durch Träume und Weissagungen auf der ihm zugeordneten Spur gehalten und erkennt rechtzeitig, wer die „Freunde“ des Gottes, der ihn ausgesandt hat und der über ihn wacht, sind. Eine ausgesprochen merkwürdige Szene, die

---

<sup>36</sup> Vom lateinischen *infula*, vergleiche Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch : Mit den Nachträgen von Ulrich Pretzel. 38., unveränderte Auflage. Stuttgart: Hirzel 1992.S. 98

diesen Instinkt Alexanders illustriert ereignet sich bei der Gründung Alexandrias. Noch bevor er sein erstes Aufeinandertreffen mit dem Judentum hat, befiehlt er die Gebeine des Jeremia heranzuschaffen:

„...chunig Allexander zu der stundt  
nach allen den priestern sandt  
die do warn in dem landt  
er hies sew pringen das gepain,,  
das vil heilig und das vil rain,  
des guetten sand Jeremias,  
das vor czwain hundert jarn was  
in dem landt begraben.“ (1544-1551)

Sein plötzliches Interesse an einem Propheten einer ihm unbekannt Religion (der übrigens tatsächlich etwa 250 Jahre vor Alexanders Feldzug in Ägypten verstorben ist) ist an diesem Punkt völlig unerklärlich. Es ist aus dem Text auch nicht abzuleiten, ob der aus der Einmauerung der Gebeine in Alexandrias Stadtmauern resultierende Schutz vor *wurm... der giftig was und unrain* gezielt damit herbeigeführt wurde (und man dem Makedonier somit einfach gesunden Pragmatismus attestieren kann), oder ob es sich hierbei nur um Zufall handelt.

Diese zwiespältige Rolle zwischen den Religionen kann glänzend anhand der Paradies-Szene gezeigt werden. Die bis in den Himmel reichenden Mauern des irdischen Paradieses schrecken den Makedonier nicht ab, sondern befeuern nur seinen Ehrgeiz – er will das mächtige Tor erstürmen. Der Erzengel Michael weist ihn zu recht wie ein ungezogenes kleines Kind:

„davon zog und wider wind!  
wann hieczstu hundert tausent her,  
die tot ich all ane wer.  
doch will ich dir ee raichen  
von hynn ein warczaichen,  
damit du beweist  
das du alhie gewessen seist.“ (6286-6293)

Er sei zwar nur ein einfacher Diener des Gottes der hier walte, aber selbst er könnte hunderttausend Armeen wie diese fällen. Nach dieser knappen Darstellung der Machtverhältnisse lässt er ihn aber nicht nur friedlich abziehen, er schenkt ihm auch noch einen Stein aus der paradiesischen Mauer, den, auf eine Waage gelegt, nichts auf der Welt

aufwiegen kann. Das Verhalten des Engels bis hierher verweist schon relativ deutlich auf Alexanders Rolle als Werkzeug Gottes. Er hat den Willen des Herrn bisher erfüllt und handelt nun – nicht wissend, dass er ein Sakrileg begeht – wie seine Natur es ihm vorgibt – er greift an. Michael weiß offensichtlich, dass er nicht anders kann, und lässt ihn nach einer kleinen Ermahnung nicht nur ungestraft, sondern auch mit einem kleinen Souvenir davonkommen. Abgerundet wird das entstandene Bild allerdings erst durch den „reisenden Weisen“ der das Mauerstückchen auf der Waage mit Erde überschüttet und damit bewirkt, dass auf einmal sogar eine Feder das Steinchen aufwiegen kann. Die lakonische Erklärung ist, dass der Stein für Alexander steht - solange er lebt, wird er unbezwingbar sein, aber sobald er unter der Erde ist, wird alles was er erreicht hat, dem Untergang geweiht sein. Auch, wenn er dem Makedonen damit nichts Neues erzählt, betrübt ihn die Erinnerung an sein baldiges Ende. Nach seinem frühen Tod hat er seine Aufgabe erfüllt – sein persönliches Vermächtnis ist für den göttlichen Plan nicht von Bedeutung. Wie alle anderen Strafgerichte Gottes, endet auch dieses, sobald alle Schuldigen bestraft, alle Exempel statuiert sind. Auch die Sintflut ist einmal versickert.

#### d) Krieg

Mit Ausnahme der Kämpfe gegen Fabelwesen und Fabelwesen ähnlich geschilderten, tatsächlich existenten Tieren, präsentiert der Text das Themenfeld Krieg beziehungsweise Kampf ähnlich von europäischem Gedankengut überlagert, wie das Themenfeld Herrschaft. Bewaffnete Konflikte werden primär aus drei Gründen geführt:

Zunächst bieten sie jungen Adligen eine Möglichkeit sich und ihren Wert vor der Gesellschaft zu beweisen und so quasi eine erste Probe ihrer Eignung als spätere Würdenträger abzuliefern. Auch der junge Alexander tut dies überaus erfolgreich. Ein weiterer Grund für Kriegsführung besteht in den zusätzlichen Einnahmen durch die Zinsverpflichtung anderer Völker. Alexander dient dieser Umstand sowohl als Begründung, als auch als Anreiz, sich gegen das Joch der Perser aufzulehnen. Einerseits will er den seiner Meinung nach ungerechtfertigten Zahlungen an Darius ein Ende bereiten, andererseits wird er die Mittel, die er von „unterwegs“ unterworfenen Reichen bekommen hat wiederum in seine Kriegsbemühungen fließen lassen. Die beiden erstgenannten Beweggründe, in den Krieg zu ziehen spielen in den dritten, wichtigsten Grund bereits hinein – Krieg dient der Ausdehnung der Macht und der Mehrung des Ruhms des Herrschers. Die immensen Einnahmen, die

Alexander unterwegs zukommen, dienen direkt der Fortsetzung des eigenen Feldzugs aus den eben erwähnten Gründen – ein Herrscher muss, wie bereits erwähnt, „milte“, also Freigiebigkeit im weitesten Sinne, gegenüber seinen Getreuen walten lassen, um ihre Gefolgschaft zu sichern – nur so kann er garantieren, dass sie ihm, wie in diesem Fall, bis an das buchstäbliche Ende der Welt folgen werden.

Das vierte hier relevante Thema, das im jüngeren Titulrel bereits eine wichtige Rolle gespielt hat, nämlich der Gegensatz zwischen „rechtgläubig“ und „ungläubig“, spielt, bis auf die bereits behandelte Jerusalem Episode und Alexanders Sendungsbewusstsein, hier mangels „Konkurrenzreligionen“ zum Judentum keine Rolle, da die heidnischen, polytheistischen Religionen zwar zahlreich sind und mannigfaltig (wenn sie auch stets nur diffus "die Götter" anbeten) Erwähnung finden, allerdings über einige floskelhafte Sprüche im Briefverkehr zwischen den gekrönten Häuption hinaus kaum in den Bereich der Kriegsführung hineinspielen.

Dieser Umstand hindert Seifrit allerdings nicht daran, andere Aspekte des Genres „Heidenkrieg“ einfließen zu lassen. Die „zivilisierten“ Heere der Gegner Alexanders werden durchwegs, in sich ewig wiederholenden Lobformeln, als unglaublich zahlreich, prächtig ausgestattet und tapfer geschildert (die immer wieder anzutreffenden Völker „wilder“ Menschen beziehungsweise Tier-Mensch-Hybriden werden hingegen nur als besonders kampfwütig und grausam dargestellt – oftmals auch anhand ihrer archaischen Sitten und Gebräuche). Trotzdem halten sich die Verluste der makedonischen Truppen stets in geradezu lächerlich eng definierten Grenzen (im Schnitt etwa ein Tausendstel der gegnerischen Verluste), was zwar in radikalem Gegensatz zu der vorherigen Lobhudelei steht, aber erstaunlicherweise nicht allzu weit von den historischen Quellen (deren Glaubwürdigkeit im wesentlichen Punkten nicht bestritten wird) abweicht. Wie schon zahllose Autoren vor ihm, versucht Seifrit einen Spagat zwischen der Schilderung eines heroischen Protagonisten und der Seinen und eines übermächtigen, zwar bösen, aber durchaus auch über noble Seiten verfügenden, Feindes (wie etwa Wolfram im Willehalm vor ihm – wenn er auch geschickter arbeitet und seinen Helden immer wieder wesentlich tiefer fallen lässt). Da der Feind letztlich unterliegt, ist jede Aufwertung, die er erfährt, auch eine Aufwertung für den, der ihn überwindet. Nach ihrer Unterwerfung fungieren die Perser dann als „Kanonenfutter“ in Alexanders Heer, das die Brisanz einer Schlacht hervorhebt. Mit geradezu grausamer Regelmäßigkeit schickt er sie an vorderster Reihe in die Schlacht, um seinen Gegner zu testen und seine Kerntruppen zu schonen. Bei ihnen verspürt der Autor nicht die Hemmungen, die er

offensichtlich bei den Makedoniern hatte, und lässt sie in Scharen sterben (insbesondere in der Schlacht gegen ihre ehemaligen Verbündeten, die Inder unter Porrus).

Die Schlachten selbst erscheinen oft ausgesprochen „normal“ europäisch. Die Truppengrößen entsprechen im Fall der Griechen meist grob den historischen Realien (werden allerdings nur sehr selten erwähnt), die der Gegner sind wie bereits erwähnt astronomisch hoch (sogar noch wesentlich höher als die ohnehin sehr großzügig schätzenden Quellen), wie gleich dieses Beispiel von der Schlacht am Taurus belegt:

„er het vir hundert tausent man,  
die all wappen truegen an;“ (2863-2864)

Es handelt sich hierbei um die Schlacht bei Issos. Dafür sprechen nicht nur die unmittelbare Nähe des Taurusgebirges, sondern auch der direkt zuvor beschriebene Zug Alexanders nach Kilikien, jenem Landstrich, in dem Issos lag, und seine dortige Erkrankung. Es handelt sich hier um eine der wenigen Stellen des Textes in denen Seifrit, beziehungsweise seine Quellen, ausgesprochen nahe an der Realität sind. Schon seit Hans Delbrück gibt es die von manchen Seiten bis heute für glaubhaft gehaltene Theorie, dass das Heer, das Darius nach Issos geführt hat, in Wirklichkeit kaum größer war als das Alexanders<sup>37</sup>. Einige moderne Historiker, allen voran John Keegan, schenken den Quellen in dieser Hinsicht mehr Vertrauen und gehen von einer doch empfindlichen zahlenmäßigen Überlegenheit der Perser aus<sup>38</sup>, ohne sich allerdings auf endgültige Aussagen einzulassen. Tatsächlich gab es aber deutliche Parallelen in der Art und Weise, wie die Aufstellung von Heeren im antiken persischen Großreich und wie sie im feudalen europäischen Mittelalter vonstattenging: Eine adelige Kriegerelite stellte den (berittenen beziehungsweise von Streitwägen kämpfenden) Kern der Armee, die anschließend mit Söldnern, Reisigen und einfachen Bauern aufgestockt wurde<sup>39</sup>. Wenn es etwas gab, was man auf diese Art und Weise nur schwerlich erreichen konnte, dann waren das riesengroße Masseneheere, wie Seifrit sie beschreibt. Das beweist ein Blick die militärische Geschichte des europäischen Mittelalters, in der Truppenstärken nur ausgesprochen selten über den niedrigen fünfstelligen Bereich hinausgehen. In jedem Falle lässt sich nachweisen, dass Seifrit die Feinde Alexanders als mächtiger darstellte, als sie eigentlich waren.

---

<sup>37</sup> Vgl. Delbrück, Hans: Das Altertum. Neuausgabe 2000 des Nachdrucks von 1964. Berlin: Walter de Gruyter GmbH & Co. KG 2000. S. 208

<sup>38</sup> Vgl. Keegan, John: Die Kultur des Krieges : Aus dem amerikanischen Englisch von Karl a. Klewer und Klaus Kochmann. Köln: Anaconda Verlag GmbH 2012. S. 377

<sup>39</sup> Vgl. Delbrück S. 200ff

Etwas bescheidener, aber mit einer interessanten möglichen Reminiszenz auf real angewandtes Kriegsgerät, geht es später bei der Schlacht um die Stadt Persepolis am Tigris zu:

„unczt auch Darius dar cham  
mit ainem her lustsam  
(hundert tausent pracht er zu rassen,  
er want er wolt sein haben genossen)  
und mit sechs tausent wegen  
(das chan ich euch fuer war gesagen),  
zu fuessen funffczig tausent man,  
die guetten harnasch truegen an.“ (3278-3285)

Abgesehen von Darius Mut oder Verzweiflung, das kaum durch Verluste geschwächte Heer Alexanders mit einer kaum halb so großen Armee erneut anzugreifen, interessiert an dieser Stelle besonders die Erwähnung der *wegen*. Tatsächlich war die vermutlich gefürchtetste Waffe der Perser der Klingenwagen, der seinen Namen aufgrund der an den Radnarben montierten rotierenden Klingen erhielt<sup>40</sup>. Diese Geräte waren im Stande, schreckliche Verwüstungen und grausamste Wunden zu verursachen, konnten aber von disziplinierter Infanterie relativ leicht ausmanövriert und eliminiert werden (so geschehen bei der Schlacht von Gaugamela, bei der Alexander auch erstmals auf Kriegselefanten traf - ein Schicksal, das seinem literarischen Pendant erst in Indien widerfahren wird<sup>41</sup>). Eine Ausnahme stellt in diesem Textstück auch die klare numerische Unterscheidung der einzelnen Heeresteile dar. Meistens liefert Seifrit nur nackte Gesamtzahlen, was den Vergleich mit mittelalterlichen Ritterheeren nur sehr eingeschränkt möglich macht. Diese Problematik lässt sich durch eine genauere Untersuchung des für Schlachtbeschreibungen verwendeten Vokabulars umgehen. Als Prototyp soll weiter die Schlacht am Tigris dienen. Es handelt sich hierbei um eine der am ausführlichsten geschilderten Schlachtbeschreibungen des gesamten Werks (einzig die erste Schlacht gegen Porrus nimmt aufgrund der besonderen Gesamtumstände und der angewandten Listen noch mehr Raum ein), das in ihr verwendete sprachliche Inventar kann exemplarisch für fast alle anderen kriegerischen Handlungen gesehen werden und sie soll an dieser Stelle fast vollständig Vers für Vers analysiert werden. Nach dem obligatorischen Anlegen der Waffen, Aufstellen der Heere und erschallen der Posaunen wirft der Protagonist sich selbst sofort in die Schlacht:

---

<sup>40</sup> Zur immensen Bedeutung des Streitwagens vgl. Keegan S. 235ff

<sup>41</sup> Vgl. Delbrück S. 236f

„Allexander der hoch geporn  
sprengt zu vodrist an die schar,  
die seinen voligen im all gar.“ (3325-3327)

Diese Formulierung könnte genauso aus einem Heldenlied stammen. Der Heroe, auf dessen edles Geblüt nochmal eigens verwiesen wird, stürmt an der Spitze des Heeres furchtlos in die Schlacht. Ob es sich hierbei um einen Kavallerie- oder einen Infanterieangriff handelt, wird nicht direkt erwähnt, kann aber anhand der Formulierungen und vorhandenen Informationen erahnt werden: Einige Verse zuvor steigt Alexander auf sein "Pferd" (eher Ungeheuer) *Puczeval* und auch das Verb *sprengt* legt einen berittenen Angriff nah. Die folgenden Darstellungen erhärten dann auch weiter den Verdacht, dass nicht nur Alexander reitet, sondern auch die Truppen hinter ihm und ihre Gegner:

„die schar durich ein ander prachen,  
ir sper sy schir zepachen,  
ser si durich ein ander drungen.“ (3328-3330)

Dies ist einer der lebendigeren und in ihrer Bildhaftigkeit auch schöneren Stellen des Werks. Es gibt nach wie vor keinen eindeutigen Hinweis darauf, wie genau dieses Aufeinandertreffen abläuft, aber die sehr farbenfrohe Beschreibung des „Ineinanderbrechens“ der Linien und des „Zerbrechens“ der Speere, legt eher den Aufprall zweier Reitertruppen, als das schwerfällige Geschiebe zwischen zwei Phalangen nahe - auch wenn die Formulierung *sper* nicht nur im mittelalterlichen Sinn eine Kavallerielanze, sondern durchaus auch einen Infanteriespeer oder spezifischer die makedonische *Sarissa*, meinen kann<sup>42</sup>. Der weitere Verlauf der Schlacht ist wieder stark am Vokabular des Heldenepos orientiert:

„die swert auf den helln chlungen  
das man nit gehorn chundt  
die pusawn zu der stundt.“ (3331-3333)

Wenn die Waffen an den Helmen jetzt noch Funken schlagen würden, dann könnte ein plötzlich auftauchender Dietrich von Bern einen einschlägig vorgebildeten Leser auch nicht mehr schockieren. Mit der folgenden Passage kommt die Beschreibung aber endgültig im Mittelalter an und bleibt auch dort:

---

<sup>42</sup> Vgl. Delbrück S. 191ff

„der schuczen was ane zall,  
die da schussen über all  
mit armbrusten und mit pogen.  
das sag ich für war und nit gelogen  
das man vor den pheillen  
den himel under weilen  
nicht mocht geschawen.“ (3334-3340)

Auch wenn die Armbrust eine ausgesprochen alte Erfindung ist, so ist ihr umfassender und regelmäßiger militärischer Einsatz ein Kind des mittelalterlichen Europa<sup>43</sup>. Die alte griechische Variante, die *gastraphetes*, war schwerfällig und wenig wirkungsvoll und hat daher kaum praktische Anwendung gefunden. Zu Lebzeiten des Autors aber war die Armbrust eine der verbreitetsten militärischen Fernwaffen überhaupt, insbesondere bei der Verteidigung von Städten. Nach einer kurzen erneuten Darstellung der Schwertkämpfe, nähert sich der Text wieder eher dem *tjosten* an:

„man sach auch in den stunden  
da mit spiessen und mit spern  
chundiklich gegen ein ander chern“ (3345-3347)

Auch hier lässt die Wendung *chundiklich gegen ein ander chern* sehr viel eher auf das mehrmalige Aufeinandertreffen der Kontrahenten beim ritterlichen Zweikampf zu Pferde denken, als an den eher statischen Frontverlauf der Infanterie. Aber auch der letzte ausstehende Aspekt eines mittelalterlichen Heeres findet Erwähnung:

„mit slegen und mit cheulen  
sluegen die pawrn gross peulen.  
in was ernst zu paider seit.“ (3348-3350)

Bäuerliche (Zwangs)Aufgebote, sogar mit der klassischen Waffe des wilden und des einfachen Mannes, der Keule, bewaffnet, runden das sehr mittelalterlich anmutende Bild der Kriegsführung bei Seifrit wunderbar ab. Letzte Gewissheit für die völlige Überlagerung historischer Tatsachen und sogar eventueller Klischees durch abendländisches Denken geben aber die kurz danach folgenden Verse:

---

<sup>43</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band I S. 965ff

„die ritter viellen auf das wall  
zu paiden seitten ane czall;  
do was jamer und not.“ (3354-3356)

Endlich ist das Wort gefallen, das schon lange zwischen den Zeilen hervorleuchtet und in vielerlei Variationen immer wieder im Text vorkommt: *ritter*.

Von diesem Überlagerungseffekt ausgenommen bleiben eigentlich nur die oftmals zum Einsatz kommenden Tiere. Hier findet sich noch echte erzählerische Innovation und zwei besonders anschauliche Fälle sollen an dieser Stelle genauer bearbeitet werden:

Das eindrucksvollste Beispiel sind mit Sicherheit die Kriegselefanten, die im Zuge dieser Arbeit noch öfter strapaziert werden. Seifrits Alexander begegnet ihnen erstmals im Kampf gegen Porrus, tatsächlich trafen die Makedonier allerdings schon gegen Darius bei Gaugamela auf einige wenige der grauen Riesen<sup>44</sup>. Die Reaktion der Soldaten war jedenfalls in beiden Fällen, in Literatur und in realiter, zunächst gleich:

„do die Chriechen und die Persen  
die grassen welt sachen an,  
sy erschrakchten gar ser  
wann sy die helffant vorichten mer  
dann die menig die do was.“ (4659-4663)

Die Moral der Truppen ist angesichts dieser "Superwaffen" ernsthaft gefährdet und ihr Feldherr muss sich etwas überlegen. Der geschichtliche Alexander hat angesichts dieser Bedrohung eine denkbar einfache Lösung gefunden: In der Schlacht am Hydaspes, der ersten, an der große Mengen von Elefanten teilnahmen, befahl er seinen Leuten, deren "Lenker" durch gezielte Speerwürfe auszuschalten<sup>45</sup>. Führerlos gingen die Tiere durch und flohen eine Spur der Zerstörung ziehend durch die eigenen Reihen. Sein literarisches Pendant erreicht ähnliches durch eine sehr viel raffiniertere Taktik, die außerdem auch zeigt, dass Seifrit über eine relativ gute Kenntnis der Physis des Elefanten verfügen musste:

„do Allexander hort das,  
er macht sewllen die warn holl,  
und hies die fullen fewrs voll;  
die warn mit eysen boll beslagen.  
die seullen hies er dar auf zwikchen

---

<sup>44</sup> Vgl. Keegan S. 378

<sup>45</sup> Vgl. Delbrück S. 249

und gegen die helffanten schikchen.“ (4664-4672)

Diese elaborierten Konstrukte sollten eine Kampfgewohnheit der Elefanten zum Vorteil der Makedonier ausnutzen:

„da sy die seullen sachen,  
sy begunden vast zu gachen  
und wannten das es wern man.  
sy griffen nach ir gewanhait an  
mit irn ros gaulen,  
die in hiengen ab den maullen.“ (4697-4702)

Für das merkwürdige Wort *gaulen* setzt die Handschrift h (Heidelberg Cod. pal. germ. 347) *russel*, wodurch sich die Bedeutung des Satzes bereits wesentlich leichter ergibt, auch wenn die Formulierung *die hiengen ab den maullen* bereits nahelegt, dass es sich natürlich um den Rüssel handelt. Brennend heiße Köder versengen den Tieren also die Rüssel und treiben sie so in Panik davon. Besonders unerwartet ist es nicht, dass der Autor das wohl prominenteste anatomische Detail des Elefanten kannte - zahllose Abbildungen in Büchern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts legen nahe, dass es sich mehr oder minder um allgemein bekanntes Wissen handelte. Der Physiologus lässt sich beispielsweise lang und breit über Paarungsverhalten und allegorische Bedeutung des Dickhäuters aus, erwähnt den Rüssel aber nicht einmal<sup>46</sup>. Isidor von Sevilla widmet ihm zumindest zwei Sätze: "Der Schnabel aber wird *proboscis* genannt, weil er durch ihn das Futter zum Mund bringt. Dieser ist der Schlange ähnlich [und] mit elfenbeinerer Schutzwehr versehen."<sup>47</sup>. Für die Untersuchungen dieser Arbeit ist diese Textstelle aber durchaus von Bedeutung: Der Tausch der relativ banalen Realien mit einer lebhaft geschilderten Anekdote über das wohl bekannteste exotische Tier Indiens verleiht der ganzen Situation „orientalisches Lokalcolorit“ und wertet das sonst recht vorhersehbare Kampfgeschehen erzählerisch auf.

Das zweite Volk, das in großem Stil Tiere für kriegerische Zwecke verwendet, sind die Albanier:

„sy hetten ruden und hunt  
gross und starkch vil alda,  
die hetten sy gelert also

---

<sup>46</sup> Vgl. Physiologus S. 81ff

<sup>47</sup> Isidor S. 457

das chain tir vor in genoss,  
wie starkch oder wie grimig es was.“ (4331-4336)

Der Einsatz von Kampfhunden ist zwar wirklich nichts neues und soll hier wohl primär die Wildheit dieses Volkes nahe des Kaukasus unterstreichen, es soll aber an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass schon Isidor von Sevilla auf diese Eigenheit der Albanier hinweist. Neben ihrer angeblich weißen Haarfarbe (stilet in den Etymologiae mit der vermeintlichen Wortverwandtschaft zu "albus", also weiß, erklärt<sup>48</sup>), die bei Seifrit nicht vorkommt, sind die wilden Hunde sogar das wichtigste Merkmal der Bewohner des Landes Albania. Ein echtes Novum hingegen ist die höchst unkonventionelle Taktik mit der Alexander dieser ernstzunehmenden Bedrohung begegnet:

„do gepot er an der stundt  
das yeglicher nem ein swein  
fur sich auf den sattl sein,  
und wenn sich die schar verwuerren,  
das sy mochten das sy chirten,  
und wurffen sy dann an den stunden  
also chirrund fuer die hundert.“ (4345-4352)

Natürlich sind die "Ablenkungsschweine" ein voller Erfolg und wieder ist ein gefährlicher Gegner durch Alexanders Genialität besiegt.

Abgesehen von einigen wenigen großen Schlachten, für die er sich etwas mehr Zeit nimmt, schildert Seifrit das Kampfgeschehen in der Regel ausgesprochen minimalistisch. Nach funkensprühenden Waffen, üppig geschilderten Flüssen aus Blut oder seitenlangen Listen teilnehmender Edelmänner, wie sie regelmäßig im Heldenepos und auch dann und wann im Artusroman zu finden sind, sucht man bei ihm meist vergebens. Nicht der Krieg spielt die Hauptrolle in diesem Werk, sondern die Reise. Wann immer der Text diesem Aspekt aber mehr Raum gewährt, handelt es sich um lokale Besonderheiten, die diesem fremden Reich, diesem Orient, Leben einhauchen sollen, seien es nun die Elefanten des Porrus oder der tückische Fluss Tigris, der die Flucht des Darius zum vollkommenen Desaster macht. Die Erklärung für diese eher stiefkindliche Behandlung des Themas liefert Seifrit in ungewohnter Spitzzüngigkeit selbst:

„das ich vil saget von der diett,

---

<sup>48</sup> Vgl. Isidor S. 521

wie vil yeglicher schar hiet,  
wie sich yeglicher hiet berait,  
oder wer yglichow schar laitt,  
als Wolfram tet von Eschenpach,  
da prich ich mich nit nach,  
es wuerd zu lang und wer enwicht;  
ir erchennet doch chainen nit.“ (2669-2676)

„Wozu soll ich euch Namen um die Ohren werfen, wie Wolfram von Eschenbach? Ihr kennt ja doch keinen davon.“

Zusammenfassen lassen sich fast alle größeren Kampfhandlungen in etwa so: Alexander siegt, indem er den gegnerischen Feldherrn in die Flucht schlägt, gefangen nimmt oder tötet und das feindliche Heer dadurch zu einem chaotischen Rückzug zwingt. Wann immer der erste Fall eintritt, werden die Kampfhandlungen bald wieder aufgenommen, bis eines der beiden übrigen Szenarien stattfindet.

Summa summarum liefert Seifrit im Genre Kampf Altbekanntes, dem er mit einigen wenigen pointierten, phantastischen Klischees einen orientalischen Anstrich verleiht.

#### e) Geographie/Flora/Fauna/Klima

Der in Seifrits Alexanderroman geschilderte Raum und alles was darin kreucht und fleucht präsentiert sich nun endlich als schier endloses Sammelsurium der unglaublichsten Orientvorstellungen. Die in der Einführung erwähnte bunte Vermischung von Wissen und Unwissen, von Namedropping und Spekulation, Abneigung und Faszination zeigt sich insbesondere im zweiten Teil des Texts in annähernder Vollendung.

Schon auf den ersten Blick präsentiert sich die Geographie des Werks mit zunehmender Entfernung vom Ursprungsort mehr und mehr chaotisch. Während ein Großteil der anfangs genannten Orte zumindest noch generell existiert, scheint ihre Auswahl und Abfolge ziemlich arbiträr und erinnert ein wenig an den Wust von Autoritäten, die Seifrit dem Leser in seinem Prolog an den Kopf wirft. Während zu Beginn des Werks Wegstrecken, wie die Flucht des Nectanebus von Ägypten nach Griechenland rein räumlich durchaus noch Sinn machen, werden die Reiserouten mit der Zeit immer willkürlicher. Der Feldzug Alexanders ist geprägt durch die oftmals (aber nicht immer) wahllose Aneinanderreihung teils real existierender Landschaften, aber auch fiktiver Orte. Gleich zu Beginn seiner asiatischen Ambitionen steht eine noch von seinem Vater befohlene Strafexpedition gegen Armenien als Reaktion auf die

Zinsforderungen des Darius. Ein solcher Heereszug ist zwar theoretisch denkbar (entweder über den Landweg nach Thrakien und dann über das Schwarze Meer, oder gleich von den griechischen Häfen aus durch die goldene Pforte und dann über das Schwarze Meer), praktisch allerdings stark zu hinterfragen, da Armenien jenseits von Anatolien tief im persischen Hinterland (bereits Isidor von Sevilla verortet es korrekt nördlich von Medien in der Gegend des kaspischen Meeres<sup>49</sup>) liegt und die persische Flotte der makedonischen vielfach überlegen war - einer der Hauptgründe, warum der reale Alexander so oft zu Fuß unterwegs war. Der folgende tödliche Angriff des Königs von Britania auf den zuhause gebliebenen König Phillip ermöglicht dann den Aufstieg Alexanders zum König der Makedonier. Nach der obligatorischen Rache für den Tod seines Vaters beginnt nun der eigentliche große Feldzug:

Der Weg über Italien und Ägypten führt schließlich zu einigen dem Autor offenbar zumindest namentlich bekannten und auch in ihrer Anordnung relativ gut funktionierenden Städten in der Levante: Der von Alexandria aus mit seinen Schiffen in Syrien landende Alexander zieht geographisch (und über dieses kurze Stück sogar weitestgehend historisch) völlig korrekt über Sidon und Tyrus nach Süden bis Jerusalem. Dieser innerhalb der Proportionen des Gesamtfeldzugs winzige Abschnitt, der ausgerechnet einige der Hauptschauplätze der ersten drei Kreuzzüge umfasst, ist die größte zusammenhängende Darstellung realer geographischer Verhältnisse des ganzen Werks. Es handelt sich hierbei um einen starken Hinweis auf ein ausgeprägtes Bewusstsein des Autors für die kriegerischen Bemühungen des Abendlandes im Heiligen Land.

Bis hierhin gibt sich die Umgebung logisch, natürlich und arm an Phantastischem. Mit dem Erreichen des Tigris aber, bekommt die Landschaft einen massiv befremdlichen und magischen Charakter:

„sy chomen bei nacht gerant  
an das wasser das ist genant  
*Tigris*; das selb sy funden  
hert gefronn an den stunden.  
das selb wasser Tigris  
hat die art und die weis  
das es durich das lang jar  
des nachtes uberfrewset gar,  
das man wal dar uber reit  
sicherlich unczt an die zeit

---

<sup>49</sup> Vgl. Isidor S. 518

das die sun auf gat  
(das mag nit sein rat),  
und wirt so drat pey dem tag  
das nyemant dar uber mag  
gevarn zu chainer stundt,  
nuer es ziech in zu dem grundt.“ (2365-2380

Aber nicht nur Flüsse, die nachts so fest frieren, dass sie Ross und Reiter problemlos überqueren können, aber tagsüber reißende Todesfallen sind deuten auf den langsamen Realitätsverlust des Textes. Hier endet auch sehr bald jegliche geographische Logik. Nach seinem kurzen persönlichen Besuch in dem an den Tigris verlegten Persepolis kommt es auch gleich zur örtlich nicht näher fixierten Schlacht, die natürlich zu seinen Gunsten ausgeht. Die Entscheidung mit dem nun mit indischen Verstärkungen anrückenden Darius sucht Alexander (nun auf einmal wieder ganz den historischen Fakten folgend) in Kilikien, namentlich am Taurus - die berühmte Schlacht von Issos kündigt sich an. Das Problem ist nur, dass Kilikien mehrere tausend Kilometer nordwestlich von Persepolis (des letzten namentlich bekannten Aufenthaltsorts Alexanders), nämlich zwischen Anatolien und der Levante, liegt. Das geographische Wissen um diese Gebiete scheint also nebulös zu sein.

Nach Persien unterwirft Alexander Völker in den real existierenden und Persien auch tatsächlich sehr nahen Gegenden Hircania, Parthia, Media und Scythia. Auch die mit den Parthern gemeinsam kämpfenden Elamiten<sup>50</sup> gab es wirklich im Süden des heutigen Iran und passen damit geografisch einigermaßen ins Gesamtbild. Magalym und das im folgenden Kapitel noch eine Rolle spielende, komplett von Meeren umgebene Stichia, konnten im Laufe der Recherchen für diese Arbeit nicht mit tatsächlich existierenden Orten in Verbindung gebracht werden. Endgültig ins Reich der (biblischen) Mythologie fallen die von Alexander zwischen zwei Bergen eingesperrten (dem mittelalterlichen Denken naheliegend wäre der Kaukasus) Völker Goc und Magoc.

Nach dieser ereignisreichen Reise erreicht er schließlich die Grenze zu Indien - die *porta Cassias*:

„sein her furt er furbas  
und cham ad portam Cassias.  
do was ein gepirge hoch,  
des hoch sich durich die luffte zoch,  
gar vest und lusstsam:

---

<sup>50</sup> Vgl. Lexikon der Alten Welt Band I S. 797

das belseust Indiam.  
dar warn gemachet vor  
starke eysneine tar,  
dar uber vest chlausen.“ (4298-4306)

Gemeint ist wohl die auch real von Alexander durchquerte Kaspische Pforte. Dieser Pass existiert wirklich und war in der Antike sehr wichtig und bestens befestigt (Seifrits die Enge verschließenden eisernen Tore passen also sehr gut in das Konzept). Allerdings befindet er sich im Iran, unweit des heutigen Teheran, und somit im Zentrum des antiken Perserreichs und noch ein ziemlich gutes Stück von Indien entfernt. Außerdem liegen gut die Hälfte der seit dem Fall von Persepolis unterworfenen Landstriche eigentlich östlich der Kaspischen Pforte und damit der Textlogik zufolge in Indien. Ein Indiz für das mit der Entfernung nach Osten immer brüchiger werdende und über Namen nicht hinausgehende Wissen über den Orient. Auch wenn die Kaspische Pforte zu weit nordwestlich gedacht wird, so ist die Darstellung indischen Subkontinents als schwer zugänglich und von Gebirgen umgeben doch sehr nahe an der Wirklichkeit. Der Alexander Seifrits jedenfalls steht nun vor Indien - das bedeutete für die meisten, auch die gelehrten Europäer das Ende der namentlich gesichert bekannten Welt.

Vom verschlossenen Tor und giftigen Schlangen entmutigt zieht Alexander nach Albania. Es handelt sich hierbei nicht um das heutige Albanien, sondern um einen antiken Landstrich zwischen schwarzem und kaspischen Meer in etwa dort wo heute Aserbaidschan liegt. Übereinstimmungen mit Isidors Etymologiae, die im vorigen Kapitel genauer bearbeitet wurden, legen nahe, dass die Kenntnis dieses Gebiets auf die frühmittelalterliche Enzyklopädie oder eine ihrer Quellen zurückgeht. Nach dem Sieg über die Albanier lässt sich der Makedonier von hier requirierten Führern einen durch sengende Wüsten verlaufenden und dem Heer alles abverlangenden Weg nach Indien und damit fast gänzlich ins Reich der Märchen zeigen. Der reale Alexander hat seine Asienkampagne kurz nach Überquerung des Indus beendet und den Rückweg angetreten, der Seifrits setzt seine bis zum wörtlichen Ende der Welt fort. In dem Moment, in dem der Feldzug sein historisches Vorbild verliert, verliert auch der Text jeglichen geografischen Realitätsbezug. Nach dem letztlich natürlich siegreich endenden Krieg gegen die Inder startet eine Reihe phantastischer Wunderepisoden die den weiteren Weg Alexanders mit Farbe erfüllen. Die durch Wassermangel, wilde Tiere und feindselige Völker (einige wenige freundlich gesinnte bilden die Ausnahme) erschwerte Reise führt nun wild durch alle möglichen Phantasieländer, die die Vorstellungswelt des

Abendlands zu bieten hat. Vorbei an der Insel der Amazonen geht es zu den Säulen des Herkules – spräche er von „unseren“ heutigen Säulen des Herkules, dann wäre das eine Reise von circa achttausend Kilometer zurück nach Westen (In das zu Seifrits Zeit maurische und damit auch „orientalische“ Iberien beziehungsweise Marokko). Erst jetzt besucht er den mit unglaublichen Goldmengen angefüllten Kaukasus, die Heimat merkwürdiger Riesenvölker und der sagenhaften Greifen. Außerdem sollen sich unter den Felsmassen ganze Königreiche verbergen. Bei weitem am interessantesten und außergewöhnlichsten ist allerdings die komplexe Bedeutung des Gebirges für Indien. Zum einen fungiert es als Klimaanlage und Lufterfrischer:

„wann die grossist hiez alda  
ist in dem landt zu India  
durich des langen sumer frist  
die in aller welt ist.  
davon die chuell und der schad  
der von dem gepirg gat,  
guetten gesmach den leutten geit  
unnd suss luft zu aller zeit.“ (6135-6142)

Auf diese Weise wird also wohl nicht nur die bei Isidor erwähnte doppelte Fruchtfolge ermöglicht, sondern auch ein frischer Duft auf dem ganzen Subkontinent garantiert. Aber auch die ökonomische Bedeutung des Bergmassivs ist nicht zu unterschätzen:

„darczue haben wir vernomen woll  
das das gepirg ist goldes voll  
und das die greyffen durich das jar  
chomen dikch geflogen dar  
und chrymen mit irn grossen chlan  
des rotten goldes vil davon.  
das siecht man vallen und sleiffen  
von dem gepirg nider fliessen.  
da waschent die leut inne  
und habent davon grossew mynne,  
das sy werden all geleich  
davon mechtig und reich.“ (6143-6154)

Woher die eigentlich meist als blutrünstig dargestellten Greifen auf einmal ihre philanthrope Ader haben, die sie zu dieser Art der Wirtschaftshilfe verleitet ist zwar ein Rätsel, aber es bleibt festzustellen, dass nach dem guten Klima hier das zweite wichtige Indienklischee begründet wird: Der sagenhafte Reichtum. Seifrit hat an einigen wenigen Stellen durchaus

einen Zug zur Normalisierung und Glättung. Er schafft dadurch zwar bei Weitem kein homogenes Werk mit einer durchgehenden, logischen Handlung, aber manche Brüche scheinen ihm aufgefallen zu sein und ihn genug gestört zu haben, um einzugreifen. Ob es sich in diesem Falle um eine solche Stelle handelt, ließe sich nur mit einer ausführlichen Analyse der literarischen Vorbilder Seifrits klären. Es sei an dieser Stelle nur darauf verwiesen, dass keines der für diese Arbeit konsultierten mittelalterlichen Lexika diese komplexen Zusammenhänge kennt. Zurück zur Geographie:

Theoretisch hätte er das weit nordwestlich von Indien liegende Gebirge schon sehr viel früher sehen müssen - die von ihm besiegten Gebiete Armenia, Scythia und Albania befinden sich alle in der direkten Umgebung - rein thematisch passt der Besuch der ausgesprochen farbenfroh und fantastisch geschilderten Berge allerdings wirklich in das märchenhafte letzte Drittel des Textes. Alexanders ruheloser Geist ist damit aber noch lange nicht zufrieden und treibt ihn noch sehr viel weiter:

„der chaiser wolt nit erwinden,  
er muest ersuechen und ervinden  
fuer war der rechten mer  
wo der welt endt wer.“ (6165-6168)

Seine Suche wird letztlich von Erfolg gekrönt:

„do cham er nachant dar  
in ain grossew insula,  
do der welt ende was,  
gegen ainem tall (gelaubet das!),  
da man furbas nacht noch tag  
vor chelten nit gewonen mag.  
die selb stat nent man sus  
Polus Antarcticus.“ (6169-6176)

Diese Stelle verwirrt auf den ersten Blick. Was in unserem modernen Sprachgebrauch unter Antarktis oder Südpol verstanden wird, hat im mittelalterlichen Denken kein eindeutiges Pendant. Am öftesten beschreibt die Formulierung *Polus Antarcticus* in der mittelalterlichen Literatur einen Stern. Genauerer Aufschluss bietet der breit rezipierte „Reisebericht“ des John Mandeville:

„Item ir söllent wissen daz man in dem selben und ouch in mengem land me die da selbes sind, da sicht man nit den stern en da sich die schifflút nach richten wann sie uff dem mer farent. (Den waiß ich nit wie der in tútsch haisset; in lattin haisset er Polus Arcticus, in welsche haisset er Tromatana.) Der stern statt all wegen still an ainer statt. Und wenn der nit were, so kúnd sich niemen uff dem mer verrichten.“<sup>51</sup>

Der für die Navigation unerlässliche, weil von der Erde aus gesehen stillstehende *Polus Arcticus* ist also in vielen Ländern nicht sichtbar. Diese Beobachtung entspricht auch den Tatsachen, da der wohl gemeinte Polarstern ja tatsächlich auf der südlichen Halbkugel nicht gesehen werden kann. Zum Glück hat er bei Mandeville (entgegen den Tatsachen, es sei dann man zählt das Kreuz des Südens als Alternative) eine Gegenstück:

„Nun soellent ir wissen das sie in dem land doert hond sie ainen anderen stern en, der hat glich die selben natur daz er ouch all wegen still stat. Und da richtend sich die schifflút nach in dem selben land, und stat zwúschent orient und occident uff der rechten hand. Und den múgen wir ouch nit senhen, als wenig sie den unsern múgent gesenhen. Und der stern haisset in lattin Polus Antarcticus.“<sup>52</sup>

Da Alexander schwerlich einen Stern besucht haben wird, lassen sich die bisher gesammelten Erkenntnisse am ehesten durch den im Mittelalter theoretisch angenommenen, aber erst spät in der Neuzeit nachgewiesenen vierten, australischen Kontinent mit der im Text beschriebenen, unwirtlichen und nur schwer zugänglichen Insel am Rande der Welt in Einklang bringen.<sup>53</sup> Dieser Kontinent wurde südlich von Afrika und/oder Indien gedacht und war über lange Zeit Gegenstand der wildesten Spekulationen.

Nach seinem Besuch am südlichen Rande der Welt erreicht er dann schließlich den östlichen und kommt an die Mauern des irdischen Paradieses. Nachdem Michael Alexander wegschickt verliert sich der „stringente“ Charakter des bis dato fast ununterbrochenen Heereszuges aber gänzlich ins episodische. Der Weg zurück hat Babylon zum Ziel und nur einige wenige Stationen sind genauer ausgeleuchtet. Den Großteil der Reise verbringt Alexander mit der Erforschung von Himmel, Meeresgrund und ähnlich unerreichbaren Orten.

Generell ist zu sagen, dass Seifrit die Geographie meist an die Bedürfnisse seiner Dichtung anpasst. Ein gewisser, sogar relativ großer Pool von realen Orten, die mit zunehmender Entfernung immer willkürlicher verteilt werden, verleiht dem Text eine einigermaßen

---

<sup>51</sup> John Mandeville: Sir John Mandevilles Reisebeschreibung : in deutscher Übersetzung von Michel Velser. Hrsg. v. Eric John Morrall. Berlin: Akademie Verlag GmbH 1974 S. 113

<sup>52</sup> Mandeville S. 113

<sup>53</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band VIII S. 2163

glaubhafte Grundlage und untermauert die Garantie des Prologs, dass eine Unzahl großartiger Autoritäten den Wahrheitsgehalt der Geschichte belegt. Davon abgesehen findet man reine Spekulation. Auffällig ist vor allem die Häufigkeit natürlich abgegrenzter Räume. Inseln und von Gebirgen oder Mauern umfangene Gebiete wechseln sich ab (beispielsweise Indien, Stichia oder eben das Paradies). Dieser Umstand unterstreicht das Sagenhafte dieser Orte. Wie die Unterwelt oder die Anderswelt sind auch sie kaum zu erreichen und der Umstand ihrer Abgeschlossenheit schafft Raum für die merkwürdigsten Völker und Kreaturen. Auch spielt wohl ein gewisser Grad der Abschreckung mit – wenn man nicht gerade Alexander der Große ist, bieten diese Orte primär große Gefahren. Von einem von ihnen werden am jüngsten Tag gar die Völker Goc und Magoc über die Welt herfallen – es handelt sich also um Orte von denen man am besten in der Sicherheit der eigenen vier Wände liest oder sich erzählen lässt, um in geschützter Umgebung wohlige Schauer zu verspüren. Attraktive Reiseziele für den Durchschnittseuropäer hingegen sind sie nicht.

Flora und Fauna unterstreichen in Seifrits Dichtung vor Allem den Charakter des Fremden, Absonderlichen und Gefährlichen. Pflanzen und Tiere sind meistens feindlich – ähnlich wie oft auch die Landschaft als unwirtlich beschrieben wird - undurchdringliche Bambusmauern blockieren den Weg zum dringend benötigten Wasser, wilde Tiere aller Art machen ein sicheres Lagern gänzlich unmöglich, und ausgebildete Kriegselefanten sind die unerbittliche, wenn auch schnell durch List gebändigte, „Superwaffe“ der Inder. Ausgesprochen auffällig ist, dass abgesehen vom üblichen Fabeltierinventar und den allgegenwärtigen Gift und Galle spuckenden Schlangen, große Mengen real existierender, exotischer Lebewesen vorkommen. Es überwiegen zwar deutlich verzerrt geschilderte europäische Tiere (*gross chreussen*, *gross amaisen*), aber selbst die für einen deutschen Autor des Mittelalters wohl befremdlichsten und unvorstellbarsten Exoten werden in den seltenen Fällen, wo die Beschreibung über Namedropping hinaus geht sogar in ihrer Physis relativ zuverlässig dargestellt (wenn man von ihrer normalerweise abnormen Größe absieht). Elefanten waren beispielsweise beliebte Repräsentationsobjekte in den Menagerien der Fürsten und Könige – beispielsweise bei Karl dem Großen, einigen Päpsten der frühen Renaissance oder – passender für den in dieser Arbeit behandelten Zeitabschnitt – Kaiser Friedrich II. Dennoch waren sie massiv selten und die Überlegung, ob Seifrit eventuell einen in realiter gesehen haben könnte, ist nicht nur müßige Spekulation, sondern vermutlich auch falsch. Sehr viel interessanter sind jedoch die Übereinstimmungen in der Darstellung mit dem in einem der bekanntesten lexikalischen Werke des Mittelalters vermittelten Bild. Hier zunächst die Schilderung bei Seifrit:

„er het vir hundert helffant,  
es ist inn dem lant sit  
das sy streitten damit.  
yeglich helffant auf im trueg  
ainen tuern vest genueg.  
auf yeglichem warn san  
dreyszig woll gewappten man.“ (4639-4646)

In den Etymologiae des Isidor von Sevilla heißt es zum Elefanten unter Anderem: "Denn diese Art von Lebewesen ist für Kriegshandlungen geeignet. Die Perser und Inder nämlich kämpfen, nachdem sie auf diese hölzerne Türme gebaut haben, wie von Mauern herab mit Wurfgeschossen."<sup>54</sup> Diese Darstellung ist gar nicht so weit von der Realität entfernt. Zur Zeit Alexanders und in der hellenistischen Kriegsführung danach wurden tatsächlich hölzerne Aufbauten auf Kriegselefanten gesetzt und mit einigen wenigen Soldaten besetzt - allerdings nicht mehr als 2-4. Dass Seifrit hier ein wenig übertreibt um der Situation mehr Dramatik zu verleihen, ist nicht nur naheliegend, sondern scheint auch in etwa dem allgemeinen Bild entsprochen zu haben, wie zwei Darstellungen aus dem dreizehnten beziehungsweise vierzehnten Jahrhundert eindrucksvoll belegen:



<sup>54</sup> Isidor S. 457

<sup>55</sup> [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Harley3244\\_f.39\\_MenMountedOnAnElephant\\_DetailElephant.jpg&filetimestamp=20090221115837](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Harley3244_f.39_MenMountedOnAnElephant_DetailElephant.jpg&filetimestamp=20090221115837) (abgerufen am 31.1 2013 um 9:58)

Diese englische Buchmalerei aus dem 13en Jahrhundert legt einerseits Zeugnis über die im Mittelalter doch recht stark überschätzte Tragekapazität des Elefanten ab, zeigt das Tier selbst aber auch beeindruckend realistisch.

Noch unwahrscheinlicher wäre das Gedankenspiel, von persönlichen Erfahrungen des Autors mit Flusspferden, die aber, bis auf ihren Blutdurst (von dem beispielsweise auch die *Etymologiae*<sup>56</sup> nichts wissen - ein Umstand der bei der sonstigen Treue des Texts zu diesem Standardwerk mittelalterlichen Wissens zumindest überrascht), recht plausibel in ihrem Habitat geschildert werden. Seifrit wird wohl in einem oder mehreren mittelalterlichen Bestiarien geschmökert haben und daher einen gewissen Grundkanon fremder Fauna zumindest namentlich samt kurzer mehr oder weniger korrekter Schilderung des Aussehens und der Lebensweise gekannt haben. Die erste deutsche Übersetzung des zunächst griechischen Physiologus gab es beispielsweise seit dem späten elften Jahrhundert<sup>57</sup> und der schon oft erwähnte Isidor von Sevilla war mehr oder minder allgegenwärtig. Als interessantes Detail sei an dieser Stelle angemerkt, dass Fabelwesen wie Greifen ohne weitere äußerliche Beschreibung Erwähnung finden – offensichtlich werden sie als bekannt vorausgesetzt, sei es durch die Darstellung auf Wappen und Fahnen oder von Geschichten. Elefanten hingegen werden ausgesprochen genau beschrieben, was als Indiz dafür gewertet werden kann, dass diese real existenten Wesen allgemein weniger bekannt beziehungsweise weniger manifest in den Köpfen der Leserschaft waren, als so manche Ausgeburt der Phantasie. Die teils recht naturgetreue Schilderung der Äußerlichkeiten fremder Tiere wird allerdings durch die gänzlich der erzählerischen Notwendigkeit unterworfenen Darstellung ihres Verhaltens relativiert – selbst die friedlichsten Pflanzenfresser werden zu reißenden Bestien, wenn es daran geht ein Wasserloch besonders unwirtlich zu zeichnen. Letztlich begegnet man hier demselben Phänomen, das bereits bei der Geographie ins Auge stach: Einer Vermengung von punktuellen, echten und wahren Wissen (sei es aus Büchern, Berichten von Augenzeugen oder sonst woher), hartnäckigen Klischees und völliger Spekulation. Wie schon zuvor bleibt aber auch bei der Schilderung der Tier- und Pflanzenwelt dieses „Rückgrat“ wahrer oder zumindest plausibler Information wie ein Ariadnefaden in der Erzählung stets sichtbar und illustriert ein weiteres Mal deutlich jenes diffuse, mal fundierte, mal abstruse Orientbild, das den gesamten Text prägt.

---

<sup>56</sup> Vgl. Isidor S. 472-473

<sup>57</sup> Vgl. Lexikon des Mittelalters Band VI S. 2117ff

Zuletzt soll in diesem Kapitel noch das Klima behandelt werden. Aufgrund der doch recht radikalen Unterschiede zwischen mitteleuropäischem und beispielsweise levantinischem oder nordafrikanischem Klima, eignet sich dieses Thema besonders zur Herausarbeitung etwaiger darstellerischer Besonderheiten. Seifrit spricht öfter von unerträglicher Hitze, die das Vorrankommen Alexanders behindert, aus vielerlei Hinsicht besonders interessant ist aber diese Stelle kurz nach der Ankunft in Indien:

„sy zugen manig tagwaid  
nycht wenn auf wuegster haidt.“ (4401-4402)

Als "Wüste", oder wie eben hier als *wuegste haidt*, kann im Mittelhochdeutschen so ziemlich jede Art von menschenleerer, unzivilisierter Gegend beschrieben werden. Das Wort hat also keine so eng definierte Bedeutung wie im Neuhochdeutschen. Der Lexer übersetzt: "**wüeste, wuoste** stf. öde gegend, Wildnis, Wüste; Endlosigkeit;..."<sup>58</sup>. Noch knapper fasst sich Beate Hennig "Kleines Mittelhochdeutsches Wörterbuch": "**wüeste<sup>2</sup>, wuoste, wüste, wöste** stswF, Wildnis, Wüste,..."<sup>59</sup>.

In der Literatur steht es meistens tatsächlich für (Ur)Wald, was hier allerdings durch den Begriff *haidt* ausgeschlossen werden kann. Vor dem Auge des heutigen Lesers entsteht eher das Bild einer Savannenlandschaft. Konsequenterweise folgt darauf auch prompt die Darstellung einer tatsächlichen Wüste im modernen Sinn:

„sy chomen auf ainen durren sandt,  
do sy die sunn so ser verprannt  
das in von hicz mer nye so wee  
geschach weder seint noch ee.“ (4411-4414)

Diese präzise Schilderung einer Sandwüste durch einen Europäer ist bemerkenswert und eine ausgesprochene Rarität zu dieser Zeit. Die Tatsache, dass Europa keinerlei Landschaften dieser Art aufweist, der Autor also entweder wahrheitsgemäße Schilderungen davon gelesen oder gehört haben muss, oder sie vielleicht sogar selbst auf einer Reise gesehen haben könnte, heben die Besonderheit der Passage noch hervor. Aus seinem alltäglichen Leben kann ein Mitteleuropäer die nötigen Kenntnisse jedenfalls nicht gezogen haben. Seifrit geht sogar noch

---

<sup>58</sup> Lexer S. 327

<sup>59</sup> Hennig, Beate: Kleines Mittelhochdeutsches Wörterbuch. 5., durchgesehene Auflage. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007. S. 477

weiter und beschreibt mit starken Worten das Hauptproblem, das sich einem Reisenden in so einer unwirtlichen Landschaft bietet:

„die sinn so hiecziklichen prant,  
wo man in prunnen wasser vandt,  
wann sy das scheppheten in ir vas  
und es ein weil darinne was,  
zu hant es sad und wiell.  
den rittern ubel es geviell.“ (4415-4420)

Die sehr realistische Darstellung der Wüste ist erzählerisch direkt an kritische Wasserknappheit und in weiterer Folge auch eine aus den katastrophalen Umständen resultierende Meuterei des Heeres gekoppelt. Bereits hier bieten sich Assoziationen mit den Erfahrungen aus den Kreuzzügen an, die Parallelen gehen aber noch weiter. Nachdem Alexander erfährt, dass Porrus seine Kräfte in Wactania zusammenzieht, will er ihm durch einheimische Führer geleitet entgegenziehen. Ein weiteres Mal bewegt er sich mit seinen Truppen durch eine erbarmungslose Wüste ohne Wasser, diesmal aber sieht er sich zusätzlich aufgrund permanenter Angriffe wilder Tiere dazu gezwungen, seine Männer permanent in voller Rüstung marschieren zu lassen:

„sy zugen in irm harnasch gar  
all den langen tag fur war,  
das sy in den stunden  
nye chain wasser funden.“ (5299-5302)

Auch wenn die beinahe Meuterei der Truppen der historischen Realität entspricht, so liegt der Vergleich zwischen den in voller Rüstung und bei immenser Hitze und unter größten Entbehrungen durch ein fremdes Land wankenden Makedoniern und den Kreuzfahrern doch sehr nahe und passt auch zu den auf große Sachkenntnis deutenden, klaren Schilderungen der Geographie der Levante. Wie hier die Soldaten Alexanders, hatten auch die Teilnehmer der Kreuzzüge keine wirksamen Strategien um sich effektiv gegen die teils extreme Witterung des Nahen Ostens zu schützen und auch sie bezahlten dieses Unwissen etwa bei der Schlacht von Hattin<sup>60</sup> mit katastrophalen Verlusten. Nachweisen lässt sich ein solcher Konnex zwar mit Sicherheit nicht zweifelsfrei, aber die Hinweise, die auf ein starkes Bewusstsein für die Erfahrungen der Kreuzzüge beim Autor hinweisen, verdichten sich.

---

<sup>60</sup> Vgl. Runciman S. 755ff

Überraschend ist eventuell noch, dass Wüsten und besonders widriges Klima erst direkt vor und dann in Indien vorkommen. Isidor von Sevilla schildert den Subkontinent als blühendes Paradies, in dem zweimal pro Jahr die Feldfrüchte blühen<sup>61</sup> (auch solche Landschaften kommen aber parallel im Text vor). Die einfachste und wohl auch wahrscheinlichste Antwort darauf ist, dass Seifrit nach Überquerung, oder besser Umgehung der Kaspischen Pforte generell den Sinn für (oder auch den Willen zur) Kohärenz verliert.

#### f) Völker und Kulturen

Den Abschluss der Betrachtungen zu Seifrits Alexander nimmt das vielleicht facettenreichste Thema ein: Die Beschreibung fremder Völker und Kulturen, von jenen, die es tatsächlich gab oder hinter denen ein Funke Wahrheit steckt, bis hin zu Stämmen fürchterlicher Monster und Tiermenschen. Zu diesem Zwecke bietet sich dann vor allem das letzte, das märchenhafte Drittel des Textes an. Seifrit zeichnet eine beeindruckende Menagerie unterschiedlichster sagenhafter Gesellschaften, die er sich aus den verschiedensten Quellen und ohne echte Vorlieben zusammenklaut. Aufgrund der immensen Vielfalt möglicher Textbeispiele werden der Einfachheit halber die ergiebigsten Stellen hier chronologisch abgehandelt.

Noch vor der finalen Schlacht gegen Porrus erfährt Alexander von den ihm dienenden Amazonen, die, wie so manche aus dem Reich der Sagen entnommene Sujets, in einem abgeschlossenen Bereich - in diesem Falle auf einer nur ausgesprochen schwierig erreichbaren, zweihundert Meilen langen und sehr schmalen Halbinsel - verortet werden. Eine Verquickung der sagenhaften Kriegerinnen mit der Geschichte Alexanders des Großen ist auch aus anderen mittelalterlichen Texten des Genres bekannt, aber Seifrit vermischt die diversen Quellen in seiner ungewöhnlich genauen Darstellung. Noch nie zuvor hat der Autor so viel Zeit, Arbeit und Liebe zum Detail aufgewandt, um ein Volk zu zeichnen. Während der Leser von den Persern und Indern, die den Großteil des Werks als Antagonisten dominieren, kaum etwas erfährt, bis auf ihre Liebe zum Luxus und einige wenige Details über Begräbnisriten und Architektur. Allein die Darstellung der Nutztiere der Amazonen, Fische, die *als lamppartisch* (lombardische) *ros gestalt* sind, nimmt etwa doppelt so viel Raum in Anspruch, wie die Beschreibung der indischen Kriegselefanten samt Alexanders Kniffe um sie zu besiegen. Auch erfährt man, dass sie den Gott Jupiter anbeten (über die religiösen Sitten der Perser und Inder erfährt man hingegen so gut wie gar nichts) und, dass ihre Männer

---

<sup>61</sup> Vgl. Isidor S. 517

getrennt von ihnen am äußersten Rande der Insel leben und dort allen "normalen", notwendigen Berufen nachgehen, so, dass die Frauen ihre Zeit ausschließlich dem Kampf und der Jagd widmen können. Diese ausschließliche Widmung ihrer Zeit für kriegerisches Training gepaart mit ihrer unglaublichen Zahl (allein hunderttausend Frauen, die permanent kampfbereit, also stehendes Heer, sind<sup>62</sup>) und ihrer hochwertigen Ausrüstung (in einem magischen Brunnen härten sie Silber bis es stabiler als jegliches sonstiges Material ist<sup>63</sup>) stellen die Amazonen als überaus ernstzunehmende Gegner dar. Endgültig erwiesen ist Seifrits besonderes Interesse an diesem Volk aber, als er ausführlich deren bemerkenswertes Eheleben schildert, das sich gänzlich um das Fest zu Ehren der Hochzeit Jupiters dreht:

„ir got der haist Jupiter,  
dem erpietten si di er  
das sy sein hochzeit allew jar  
dreyssig tag veyrrent gar  
und dann zu irn mannen gent  
und ein manedt pey in stent  
und treybent irn lust mit in  
und czogent dann wider hin.“ (4945-4952)

Eine noch ausführlichere Erläuterung der Beziehungsstrukturen und der Erziehung der Kinder der Amazonen liefert Calistrida, ihre Königin, in einem etwas fehl am Platz wirkenden Exkurs in ihrer schriftlichen Antwort auf Alexanders Zinsforderung. Nach kurzem Briefverkehr wird ihr die Lage aber doch zu heiß und sie schickt eine Delegation von Gesandten mit Geschenken zu ihm und unterwirft sich kampfflos. Die folgende Versöhnungsszene mutet nach der ausführlichen Darstellung der extrem fremdartigen, exotischen und daher auch perfekt in den erzählerischen Orient passenden Amazonen fast schon schmerzhaft europäisch. Die bereits erwähnte Gesandtschaft besteht aus zweihundert Kriegerinnen, die unter anderem Pferde, Schwerter und Rüstungen als Gaben bringen. Die abendländische Normalisierung der Szene setzt beinahe sofort ein:

„dye chuniginne von dem lande  
zway hundert junkchfrawn sy im sande  
zu rossen an den stunden  
die woll zu streytt kunden  
(sy warn zart und sewberleich

---

<sup>62</sup> 5055ff

<sup>63</sup> 4967ff

und an zu sechen mynnyklich)“ (5203-5208)

Während im einen Vers noch einmal auf die schon vorher ausführlich gelobte, sagenhafte Kampfeskraft der Frauen hingewiesen wird, werden sie bereits im nächsten Vers an das abendländisch-mittelalterliche weibliche Idealbild angepasst. Die mystischen Kriegerinnen sind außerdem zart und säuberlich und hübsch, ja, schlimmer, *mynnyklich*, anzusehen. Die Wahl dieses so typischen, höfischen Wortes scheint sie nur noch mehr in die europäische Tradition zu zwingen. Die folgenden Feierlichkeiten könnten Wort für Wort einem arturischen Pfingstfest oder jedem sonstigen Hoffest entnommen sein: Tanz, Gesang, Schachspiel und ritterliches Kräftemessen gefolgt von verzärtelter Liebestäudelei sorgen für abendländische Heimeligkeit mitten im fernen Indien.

Insgesamt bietet sich zunächst der Eindruck eines in jeder Hinsicht fantastischen Volks mit völlig fremden Lebensformen, "Fabelnutztieren" und sogar magischen Waffen. Diese Fremdheit deckt sich mit der mittelalterlichen Adaption des Amazonenstoffs, einheitlich an einen Strang davon hält sich Seifrit aber nicht, sondern bedient sich relativ willkürlich bei unterschiedlichsten Traditionen<sup>64</sup>. Die briefliche Aufforderung zur Unterwerfung kennt beispielsweise schon der Archetyp der literarischen Tradition, der sich Seifrit anschließt, die *Historia de preliis* des Leo Archipresbyter - hier allerdings agieren die Amazonen selbstbewusster und stellen Gegenforderungen. Auch ihre Verortung auf einer schwer zugänglichen Insel findet sich bereits hier, wie aber auch in zahlreichen anderen Quellen. Ähnlichkeiten finden sich auch bei Orosius, der eine Gesandtschaft von dreihundert Amazonen, hier allerdings unter der Führung ihrer Königin Thalestris, zu Alexander stoßen lässt. Ihnen geht es aber etwas profaner nur um die sexuelle Verbindung des Makedoniers mit ihrer Herrscherin. Populär war auch das Sujet von der strikten Trennung von Mann und Frau, das sich in vielen Belegstellen findet. Interessant für diese Arbeit ist vor allem die Lokalisierung der Amazonen. Die überwiegende Mehrzahl europäischer Quellen siedelt sie in Asien, einige sogar dezidiert in Indien an, wohingegen viele arabische (und einige wenige europäische) Autoritäten sie eher in Nordeuropa vermuten. Ibrahim ibn Ja'qub zum Beispiel ging davon aus, dass ein solches Volk in der Nähe des Prussenlandes zu finden sei, al-Idrisi denkt sie in der Nähe von Estland und Finnland. Gemeinsam scheint fast allen Quellen nur zu sein, dass sie sehr weit weg gedacht wurden. Der Okzident denkt sie im Orient und vice versa.

---

<sup>64</sup> Für die folgenden Ausführungen vgl. Lexikon des Mittelalters Band I S.514f

Die Verlegung sagen- und märchenhafter Elemente in weit entfernte Länder ist also kein rein europäisches Phänomen.

Auf das nächste erwähnenswerte Volk trifft Alexander nicht sehr viel später und es stellt nach der extrem entbehrungsreichen Reise, auf der so ziemlich die gesamte Fauna Indiens versucht hat, sich an den Makedoniern gütlich zu tun, eine erfreulich friedliche Abwechslung dar. Das Heer erreicht das vor Reichtümern strotzende Land *Bactania*:

„...und zogten von der stat zuhant  
und chamen in ein guet landt.  
das ist genant Bactania.  
die leut die sy funden da,  
enphiengen sy gar williklich  
und erten sy gar groslich.  
das lant ist gepaut wol  
und ist golts und silbers vol.  
zwainczig tag sy do lagen,  
das sy ir rue und gemaches phlagen.  
dapey fundens in dem lant  
die leut die man Settes nant.“ (5655-5666)

*Bactania* ist wohl noch am ehesten als Baktrien<sup>65</sup> zu identifizieren. Diese Satrapie des Perserreichs liegt in etwa im heutigen Afghanistan und war berüchtigt für seinen Goldreichtum. Als sehr viel komplizierter stellt sich die Entschlüsselung des Völkernamens *Settes* heraus. Erst ein Blick auf die alternativen Schreibungen dieses Namens sowie die folgende Beschreibung der Haupttätigkeiten dieser *Settes* zeigen, dass es sich hierbei nicht um eine Erfindung Seifrits, sondern um eine auch in anderen, älteren Textzeugen belegte, reale Bezeichnung mehrerer Völker handelt:

„die leut anders nicht begunden  
wann das sy warichten und spinnen  
und webten dar czue maisterlich  
phel und purpur chostlich.“ (5667-5670)

Handschriften *f* und *w*, beide in Wien zu finden, setzen anstatt von *Settes Seres*. Als *Seres* oder eingedeutscht *Serer*<sup>66</sup>, bezeichneten die antiken Griechen und nach ihnen auch die Römer bestimmte Bewohner Zentralasiens. Der Name ist in seiner Bedeutung eng mit dem

---

<sup>65</sup> Vgl. Lexikon der Alten Welt Band I S. 430

<sup>66</sup> Vgl. Lexikon der Alten Welt Band III S. 2784

altchinesischen und dem koreanischen Wort für Seide, *sir* beziehungsweise *sil*, verwandt, was wiederum auf eines der wichtigsten Exportgüter des Fernen Ostens hinweist. Seifrit siedelt also die durch ihr kunstvolles Textilhandwerk zu Reichtum gekommenen Serer im für seinen Goldreichtum bekannten, auch tatsächlich auf Alexanders Route gelegenen Baktrien an. Es handelt sich hier wie schon manches Mal zuvor um Splitter echten, wahren Orientwissens, die nur falsch zusammengesetzt wurden.

Als Beispiele für Völker am Rande der Ökumene eignen sich die Kyklopen, auf die aufgrund ihres ausgesprochen wenig spektakulären Auftritts (das in diesem Text schon unzählige Male strapazierte Schema „auf die Makedonier zulaufen, brüllen, Schaden anrichten und unterliegen“) an dieser Stelle nicht näher eingegangen wird und, sehr viel spannender, die einmal mehr auf einer isolierten Insel lebenden hauptlosen Leute:

„da sachens leut inne gan.  
die warn all des hauptts an;  
der mund, augen und die orn  
stuenden in an der prust vorn.  
ir leng zwelef fuess was,  
die dikch suben (gelaubet das!).  
sy warn ungeschaffen gar  
und an dem leib goldvar.“ (6833-6839)

Diese riesenhaften, ihr Gesicht auf der Brust tragenden Wesen fügen sich nahtlos in die mannigfaltigen Darstellungen von menschenähnlichen Völkern am Rande der Welt, wie sie beispielsweise die Ebstorfer Weltkarte bietet. Angesichts ihrer immensen Größe und ihrer schwer erreichbaren Heimat ist die Reaktion Alexanders und seiner Leute verständlich und geradezu charmant unheldisch:

„sy sachens durich ain wunder an,  
sy tetten in nit und liessens gan.“ (6841-6842)

Auch ein legendärer Feldherr wie Alexander der Große muss ja nicht zwanghaft alles unterwerfen, worauf er trifft.

### **Sonderfall: Sprache**

Auch wenn die Brüchigkeit und Episodenhaftigkeit des Werkes Anderes annehmen lässt, gibt es Indizien dafür, dass Seifrit die Kohärenz seines Werks durchaus auf dem Herzen lag und er die „Fehler“ darin nicht unhinterfragt hinnahm. Eines der zwar nicht übermäßig störenden, aber doch evidenten Verständnisprobleme spricht er direkt in einem eigenen Unterkapitel nach dem Tode des Porrus, also nach der mehr oder weniger "stringenten" Haupthandlung, an:

„ir mocht gedenckchen an der frist  
wie sich mocht gefuegen das,  
wann Allexander ein Chriech was,  
wie er die sprach alle chundt  
vernemen und reden zu aller stundt  
paydew hie und anderswo:“ (5901-5911)

Diese Problematik muss einem Autor, die seine wichtigsten Akteure primär über Briefe kommunizieren lässt, besonders ins Auge stechen. Nichtsdestoweniger sind sowohl die Korrektur selbst, als auch die Art und Weise, wie sie vonstattengeht, bemerkenswert. Er spricht den Leser direkt an prominenter Stelle (wie gesagt in einem eigenen Kapitel direkt nach Abschluss eines wichtigen Handlungsstrangs) auf die Unregelmäßigkeit an, und behebt sie, wie er bis dato noch fast jede Informationslücke behoben hat: Er substituiert mit eigenen Erfahrungen und Wissen: Was Latein seit der Glanzzeit der Römer dem christlichen Abendland, das war Griechisch zu Alexanders Zeiten der ganzen Welt: Die Universalsprache der hohen und gebildeten Schichten. Als Grund dafür nennt Seifrit die Akademie in Athen, wo die wichtigsten Werke zu allen Kunst- und Wissensrichtungen auf Griechisch verfasst wurden und die die Sprache auf diesem Wege „*en vogue*“ gemacht hat. Jeder, der was auf sich hielt, holte sich griechische Gelehrte, die ihren Kindern die Sprache nahebringen sollten. Das Ergebnis dieses Trends neutralisierte offensichtlich sämtliche Folgen der babylonischen Sprachverwirrung:

„davon wer zu dieser selben stundt  
wol chriechischen reden kundt,  
der der macht freyleichen  
durich ziechen alle chunigkreichen.“ (5963-5966)

Wer kein griechisch sprach, musste *pey gelerten leutten* also *syczen dar umb als ein ander stum*. Diesem kleinen Exkurs wurde an dieser Stelle ein eigenes Unterkapitel gewidmet, da es

nicht eindeutig zu den bisherigen Kategorien passt, aber sowohl ein hervorragendes Beispiel für die schon oft genannte Taktik der Projektion bekannter Umstände auf Unbekanntes oder schwer Verständliches, als auch ein interessantes Licht auf das Selbstverständnis des Autors wirft und ihn zumindest teilweise auch vom Vorwurf der leichtsinnigen, schleißigen Arbeit befreit.

## Vierter Teil (Conclusio)

Abschließend bleibt nur mehr zu eruieren, welche Schlüsse die gesammelten Ergebnisse zulassen. Die beiden Werke hätten unterschiedlicher nicht sein können, sowohl was ihre Intentionen als auch was ihre Umsetzung betrifft. Entsprechend unerwartet und erfreulich ist es, wie groß die Ähnlichkeiten in ihrer Orientdarstellung sind und wie knapp sich die daraus gesammelten Erkenntnisse zusammenfassen lassen.

Auf der einen Seite steht Albrecht, der mit seinem bis ins kleinste Detail durchdachten Mammutwerk primär belehren und einen Gegenentwurf zum Fehlerhaften Hier und Jetzt erschaffen wollte und diesem Prinzip alles andere strikt untergeordnet hat. Dieser fast manische Hang zur Didaxe hat die Eignung des Jüngeren Titirel für diese Arbeit oftmals, teils auch stark eingeschränkt. Sein exzessiver Hang zur Zurschaustellung lexikalischen Wissens und seine unglaubliche Sprachgewalt haben dieses Manko aber mehr als aufgehoben.

Auf der anderen Seiten steht Seifrit, Autor eines handwerklich eher schwach umgesetzten Unterhaltungswerks in einem reichhaltig überlieferten, beliebten Genre. Seine offensichtliche Freude am Klischee, am Wunderbaren und Merkwürdigen wirkt zwar oftmals Plump, doch prädestiniert sie sein Werk geradezu für die hier gestellte Aufgabe.

Wie bereits erwähnt, ist es erstaunlich, wie viele Berührungspunkte diese so unterschiedlichen Texte in ihrer Darstellung des Orients haben. Beide mischen vermeintliches und tatsächliches Wissen diverser Autoritäten (sowohl Seifrit, als auch Albrecht stützen sich beispielsweise wiederholt auf Isidor von Sevilla, dessen *Etymologiae* damit ein weiteres Mal als eine der einflussreichsten Enzyklopädien des Mittelalters bestätigt wurde) der Antike wie auch ihrer Gegenwart mit purer Spekulation oder auch, wenn auch seltener, echter, eigener Kreativität. Das mit Sicherheit wichtigste Ergebnis dieser Arbeit ist aber der immense Hang beider Autoren zur Projektion. Wann immer der Orient dargestellt wird, findet sich ein Splitter (auch wenn dieser Splitter in einigen Fällen immens groß ist) Okzident. Alles was unvollständig ist, wird mit Altbekanntem aufgefüllt, alles was unerklärbar ist, wird in vorhandene Denkmuster gebracht. Die Autoren projizieren das Abendland auf den vermeintlich morgenländischen Hintergrund.

Das vereint sowohl die ritterlich *tjostierende heidenschaft* im Jüngeren Titirel mit den höfischen Feiern Alexanders des Großen mit den Amazonen in Indien, als auch den wohl etwas einfacher gestrickten Belletristen Seifrit mit dem gravitatisch belehrenden Perfektionisten Albrecht.

## **Bibliographie:**

### **Bildnachweis:**

Kathedrale von Palermo

[http://it.wikipedia.org/wiki/File:Cattedrale\\_di\\_Palermo\\_dettaglio.jpg](http://it.wikipedia.org/wiki/File:Cattedrale_di_Palermo_dettaglio.jpg) (abgerufen am 31.1 2013 um 18:22)

Ebstorfer Weltkarte:

<http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Ebstorfer-stich2.jpg&filetimestamp=20071128220050> (abgerufen am 30.1 2013 um 17:48)

Buchmalerei Kriegselefant:

[http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Harley3244\\_f.39\\_MenMountedOnAnElephant\\_DetailElephant.jpg&filetimestamp=20090221115837](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Harley3244_f.39_MenMountedOnAnElephant_DetailElephant.jpg&filetimestamp=20090221115837) (abgerufen 31.1 2013 um 9:58)

### **Primärliteratur:**

Albrecht: Albrechts von Scharfenberg Jüngerer Titurel : Band I (Strophe 1-1957). Hrsg. v. Werner Wolf. Berlin: Akademie Verlag GmbH 1955. (= Deutsche Texte des Mittelalters Band XLV)

Albrecht: Wolf, Werner [HG]: Albrechts von Scharfenberg Jüngerer Titurel : Band II/1 (Strophe 1958-3236). Hrsg. von Werner Wolf. Berlin: Akademie Verlag GmbH 1964. (= Deutsche Texte des Mittelalters Band LV)

Albrecht: Albrechts Jüngerer Titurel : Band III/2 (Strophe 5418-6327). Hrsg. v. Kurt Nyholm. Berlin: Akademie Verlag GmbH 1992.

Anonymus: Physiologus : Griechisch/Deutsch. Hrsg. v. Otto Schönberger. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co 2001. (= Reclams Universalbibliothek Nr. 18124)

Isidor von Sevilla: Die Enzyklopädie des Isidor von Sevilla : Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Lenelotte Möller. Wiesbaden: matrixverlag GmbH 2008.

John Mandeville: Sir John Mandevilles Reisebeschreibung : in deutscher Übersetzung von Michel Velser. Hrsg. v. Eric John Morrall. Berlin: Akademie Verlag GmbH 1974. (= Deutsche Texte des Mittelalters Band LXVI)

Seifrit: Seifrits Alexander : Aus der Straßburger Handschrift. Hrsg von Paul Gerecke. 2. Unveränderte Auflage 2005 (= 1. Aufl. Berlin 1932). Hildesheim: Weidmannsche Verlagsbuchhandlung 2005. (= Deutsche Texte des Mittelalters Band XXXVI)

### **Sekundärliteratur:**

Brunner, Horst [HG]: Gestalten des Mittelalters : ein Lexikon historischer und literarischer Personen in Dichtung, Musik und Kunst. Stuttgart: Kröner 2007.

Delbrück, Hans: Das Altertum. Neuausgabe 2000 des Nachdrucks von 1964. Berlin: Walter de Gruyter GmbH & Co. KG 2000. (= Geschichte der Kriegskunst Teil 1)

Fried, Johannes: Das Mittelalter : Geschichte und Kultur. 3. Auflage. München: C.H. Beck oHG 2009.

Grebner, Gundula [HG]; Fried, Johannes [HG]: Kulturtransfer und Hofgesellschaft im Mittelalter : Wissenskultur am sizilianischen und kastilischen Hof im 13. Jahrhundert. Berlin: Akademie Verlag GmbH 2008. (= Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel Band 15)

Hennig, Beate: Kleines Mittelhochdeutsches Wörterbuch. 5., durchgesehene Auflage. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007.

Huschenbett, Dietrich: Albrechts Jüngerer Titirel : Zu Stil und Komposition. München: Wilhelm Fink Verlag 1979. (= Medium Aevum Band 35)

Keegan, John: Die Kultur des Krieges : Aus dem amerikanischen Englisch von Karl a. Klewer und Klaus Kochmann. Köln: Anaconda Verlag GmbH 2012.

Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch : Mit den Nachträgen von Ulrich Pretzel. 38., unveränderte Auflage. Stuttgart: Hirzel 1992.

Mehrere Herausgeber: Lexikon des Mittelalters. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2002.

Mehrere Herausgeber: Lexikon der alten Welt. Düsseldorf und Zürich: Patmos Verlag GmbH & Co. KG Artemis & Winkler Verlag 2001.

Runciman, Steven: Geschichte der Kreuzzüge. 36.-38. Tausend der Gesamtauflage. München: C.H. Beck oHG 2008.

Nyholm, Kurt: Der Orient als moralisches Vorbild im ‚Jüngerem Titul‘. – In: Begegnung mit dem "Fremden" : Grenzen, Traditionen, Vergleiche ; Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990. 7. Sektion 12, Klassik - Konstruktion und Rezeption ; Sektion 13, Orientalismus, Exotismus, koloniale Diskurse. Hrsg. v. Yoshinori Shichiji. München: iudicium verlag 1991. S. 275-284.

Schottenhammer, Angela: 1000 bis 1250: Kontinentale und maritime Vernetzung in der mittelalterlichen Welt. – In: Die Welt 1000-1250. Hrsg. v. Angela Schottenhammer und Peter Feldbauer. Wien: Mandelbaum Verlag 2011. S. 12-29.

### **Sonstige Onlinequellen:**

Handschriftencensus:

<http://www.handschriftencensus.de/werke/10> (abgerufen am 30.1 2013 um 19:52)

<http://www.handschriftencensus.de/werke/836> (abgerufen am 31.1 2013 um 12:34)

## **Abstract (deutsch)**

Die vorliegende Arbeit soll das in der deutschsprachigen Literatur der bewegten Zeit des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts vermittelte Orientbild beleuchten.

Nach einem Überblick über die historischen Hintergründe werden zu diesem Zwecke zwei wenig erforschte Werke aus weitverbreiteten und möglichst unterschiedlichen Genres ausgewählt (Albrechts Jüngerer Titurel und Seifrits Alexanderroman) und auf die Darstellung des Orients in einigen aussagekräftigen Themenbereichen (etwa beispielsweise Kriegsführung) hin untersucht.

Die Ergebnisse werden abschließend gesammelt und in Relation gebracht.

## **Abstract (english)**

The goal of this thesis is to investigate the way German literature of the thirteenth and fourteenth century depicts the Orient.

After giving a brief summary of the complex historic background of these times, two relevant literary examples of different genres are chosen (Albrechts Jüngerer Titurel and Seifrits Alexander) and adequate aspects of the oriental image in these texts (for example warfare) are researched.

In the end, the results are being collected and compared.

## LEBENS LAUF

GEBURTS DATUM: 21.1 1984  
GEBURTS ORT: Wien

### AUSBILDUNGS DATEN

1990 – 1994 Volksschule Roseggergasse, Perchtoldsdorf  
1994 – 2002 Kollegium Kalksburg  
2002 Matura mit Auszeichnung  
2002 Beginn des Studiums der deutschen Philologie in Wien  
Beginn des Studiums Theaterwissenschaft in Wien  
Anfang 2008 Abschluss des 1. Studienabschnitts der Deutschen Philologie  
Sommer 2008 Beginn der Arbeit an der Diplomarbeit in Älterer deutscher  
Literatur: „Das Orientbild in der Literatur des 13. Jahrhunderts  
unter besonderer Berücksichtigung des Jüngeren Titurel und  
Seifrits Alexander Romans“

### BERUFLICHE ERFAHRUNGEN UND TÄTIGKEITEN

2004 - 2005 Zivildienst im betreuten Seniorenwohnhaus Tivoligasse 41 für  
ehemals obdachlose Frauen (Einrichtung des Wiener  
Hilfswerks)  
März 09- Jänner 11 Tutor der UE Mittelhochdeutsch an der Universität Wien

### SONSTIGES

Fremdsprachen: Englisch (fließend)  
Französisch (Basiswissen)